

Besprechungen

WALTER LANDI, **D'azzurro, rosso e argento. Il linguaggio dell'araldica e lo stipo dei Wolkenstein** (Castello in mostra. Cammei 5), Provincia Autonoma di Trento. Castello del Buonconsiglio, Trento 2021. ISBN 978-88-945049-7-2, 361 S., zahlr. Farbabb.

2021 widmete das Castello del Buonconsiglio seine *mostra dossier* einem ganz besonderen Möbelstück: Dem Archivkasten der Wolkenstein. Im Begleitbuch zur Ausstellung erweckt Walter Landi die in diesem Möbel verborgenen Informationen zum Leben und zeigt in seinem bemerkenswerten Einblick, welcher Speicher an heraldischem Wissen zur Region sich hier erhalten hat. Das Buch ist in drei große Teile gegliedert. Ein erster Abschnitt verortet den Archivkasten zunächst historisch und stellt die Auftraggeber dahinter vor, die Familie der Wolkenstein, namentlich Engelhard Dietrich von Wolkenstein-Trostburg (1566–1647) und seine Gattin Ursula von Wolkenstein-Rodenegg (1578–1633). Landi nähert sich mit einer Einführung zur Familie der Wolkenstein dem Thema an. Kapitel zwei stellt Engelhard Dietrich vor, der sich, ursprünglich für eine geistliche Karriere bestimmt, mit 28 Jahren doch für ein weltliches Leben entschied, am erzherzoglichen Hof in Innsbruck tätig war und seine Cousine Ursula heiratete. 1595 erhielt er bei der Aufteilung des Erbes von Wilhelm II. die Trostburg zugesprochen. Von Interesse sind insbesondere seine genealogischen Forschungen, die etwa 1597 zur Einrichtung eines neuen Familienarchivs führten und sich auch im Möbel des Archivkastens abbilden. Laut Landi zeichneten sich die Forschungen Engelhard Dietrichs durch eine Methodik und Forschungskraft aus, die zu der Zeit in der Region noch keine Parallelen fand (S. 21). Kapitel drei stellt sodann die Trostburg und deren neue Einrichtung zur Zeit des Paares vor, neben dem Archivkasten sind dies vor allem Bilder und ein Stuhl, ausgestattet mit den Initialen Engelhard Dietrichs und dem Familienwappen.

Die Folgekapitel behandeln ausführlich den Archivkasten, bestehend aus 61 Schubladen, die jeweils wieder durch weitere kleine Schubladen unterteilt waren. Der Schrank weist eine spätere Wiederverwendung auf, die im 19. Jahrhundert zu seiner Zuschreibung an Ursula führte („l'armadio di Ursula“, S. 32), bedingt durch ein wohl später angebrachtes Paneel mit Ursulas Wappen und Legende. Die Möbelgattung der Archivkästen, die gerade für die Verwahrung eines Familienarchivs geschaffen wurden, ist um 1600 durch mehrere, wenngleich seltene Exemplare belegt. Besonders machen das wolkensteinische Exemplar die mehreren hundert aufgemalten Wappen: Auf den Schubladen wird die Genealogie der Wolkenstein von den Anfängen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts abgebildet. Landi kann den Kasten eindeutig Engelhard Dietrich als Auftraggeber zuordnen, der ihn auf der Trostburg anfertigen ließ, wobei sich der Entstehungszeitpunkt auf das Jahr 1609 begrenzen lässt. Als Künstler, der die Wappen malte, identifiziert Landi Josef Prey aus Wangen, der von 1602 bis 1610

im Brunecker Bürgerbuch aufscheint und danach in jenem von Bozen. Als Tischler kommt der zu der Zeit bekannte Hans Rumpfer in Frage, der etwa mit den Intarsien von Schloss Feldthurns zu verbinden ist. Die dokumentarischen Spuren, die den Kasten belegen, sind vergleichsweise mager: 1644 lässt er sich auf der Trostburg nachweisen, und zwar im Rittersaal. Danach scheint er in den späteren Inventaren der Trostburg von 1648 und 1715 nicht mehr auf. Ab 1880 ist er wieder sicher dort, wie eine Fotografie dokumentiert, die ihn allerdings nun in der Stube zeigt. In weiteren Kapiteln geht Landi der Aufteilung des wolkensteinischen Besitzes, insbesondere des Archivs und der Einrichtung nach, die sich nunmehr in verschiedenen Institutionen wie dem Museum des Castello del Buonconsiglio, der Trostburg und dem Südtiroler Landesarchiv finden. Der anschließende Tafelteil präsentiert die Objekte der Ausstellung zu diesem ersten historischen Teil.

Im zweiten Abschnitt des Buches steht die Heraldik im Zentrum. Hier werden die Wappen detailliert behandelt und den entsprechenden Personen zugeordnet. In der systematischen Darstellung werden jeweils die einzelnen Schubladen vorgestellt, die Wappen identifiziert und die jeweilige Legende transkribiert. Daran schließen die ausführliche Identifizierung der einzelnen Personen und deren historische Verortung an. Es folgen überblickshafte Darstellungen der Wappen und der Genealogien (Wolkenstein, Wolkenstein-Trostburg, Wolkenstein-Rodeneegg, Vilanders). Ein weiteres Kapitel gilt der Sprache der Heraldik und ihrer Entwicklung in der Region, wobei Landi zu Recht darauf verweist, dass aufgrund des Vorherrschens des Notariats anstelle der Siegelurkunde die Wappen des Trentiner Adels erst deutlich später dokumentiert sind als im deutschsprachigen Tirol. So findet sich 1411 das erste Wappensiegel einer Trentiner Edelfrau, der Anna Nogarola, Witwe von Guglielmo di Castelbarco-Castelnuovo. Im Vergleich dazu ist bereits 1277 das Siegel der Eufemia von Taufers erhalten und von 1254 jenes der Adelheid von Tirol (S. 164).

Im letzten Teil folgt dann die ausführliche Aufschlüsselung der Heraldik des Archivkastens als eine regelrechte Genealogie der regionalen Nobilität, noch ein Jahrzehnt vor dem *Tiroler Adler* des Matthias Burglechner. Dargestellt werden hier jeweils die Schilde der einzelnen Wappen auf den jeweiligen Schubladen sowie deren Wiederauftreten auf anderen Schubladen samt Angabe der Position. Zudem wird jeweils ein kurzes Profil der Familie gegeben, auf die sich das Wappen bezieht, sowie auf die Verbreitung der Wappen vor der Realisierung des Kastens verwiesen. Der letzte Teil weitet sich damit förmlich zu einem heraldischen Nachschlagewerk zu den Familien der Region. Die alphabetische Anordnung ermöglicht die rasche Handhabung. Eine Sammelbibliographie beschließt den Band.

Walter Landi hat mit diesem Band ein faszinierendes Möbelstück in den Fokus gestellt und das darin gespeicherte Wissen für das breite Publikum wie für die Forschung zugänglich gemacht. Das in Objekt- und Bildform gespeicherte heraldische und genealogische Wissen des frühen 17. Jahrhunderts in der Region illustriert zugleich die Bedeutung von Objekten als Wissensspeichern und nimmt hier aktuellste Forschungsentwicklungen auf. Die übersichtliche Darstellung macht das Buch darüber hinaus zum wertvollen Nachschlagewerk nicht nur für die regionale Forschung, sondern für die Adelforschung insgesamt.

RUDOLF K. HÖFER / MARTIN FEINER, **Die Siegel der Erzbischöfe und Bischöfe in der Salzburger Metropole. Beschreibung, Abbildungen, Fotos und Zeichnungen**, Böhlau, Wien/Köln 2022. ISBN 978-3-205-21323-9, 824 S., zahlr. Schwarzweiß- und Farbabb.

Ein gleichermaßen voluminöses wie gediegenes hilfswissenschaftliches Opus vorstellen zu können, ist ein leider selten gewordenes Ereignis. Das sehr ambitionierte Unterfangen, sämtliche bislang bekannten Siegel der Salzburger Kirchenprovinz – mithin der Salzburger Erzbischöfe, der Bischöfe von Gurk-Klagenfurt, Chiemsee, Graz-Seckau, Maribor/Marburg-Lavant, Leoben, Innsbruck und Feldkirch – von den jeweiligen Anfängen bis zur Gegenwart zu erfassen, wurde durch zwei vom *Austrian Science Fund* (FWF) in den Jahren 2010 bis 2013 sowie 2014 bis 2017 geförderte Forschungsprojekte ermöglicht. Bereits 2018 konnte ein Online-Repository der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden (<http://gams.uni-graz.at/epis>), für den *Ewigkeitswert* sorgt die 2022 erfolgte Drucklegung mit der Abbildung und der eingehenden Beschreibung von 753 Objekten.

Der überwiegende Teil der Siegel wurde neu fotografiert, den meisten von ihnen zur leichteren Identifizierung eine Zeichnung beigegeben. Die Beschreibung erfolgt mit bemerkenswerter Gründlichkeit nach folgenden Kriterien: Siegelart (nach der Funktion – Hauptsiegel, kleines Siegel, Sekretsiegel usw. – sowie nach der Stellung des Siegelführers – Elektensiegel, Kardinalssiegel usw.), die allgemeine Beschreibung in Hinblick auf Siegeltypus (Bildnissiegel, Wappensiegel samt Untergliederungen usw.) und Siegelbildgestaltung (als Beispiel die des Bildnissiegels des Erzbischofs Markus Sittikus von Hohenems auf S. 162 f.: „Das Siegel zeigt den SF [Siegelführer] als Halbfigur mit Mitra in einer Kielbogenarchitektur, die mit ihren Türmchen bis zum Siegelrand hinaufreicht. Der SF hat die rechte Hand segnend erhoben. In der Linken hält er vor der linken Brustseite mit dem Pannisellus das Pedum mit einer nach außen gerichteten schmuckvollen Curva. Das ringförmige, mit Kreuzen bestickte Pallium ruht auf den Schultern. In die Architektur integriert ist das Postament, in dem die Datierung ‚1612‘ in arabischen Ziffern eingraviert ist. Zu beiden Seiten der Nische befindet sich eine Wappenkartusche, darunter eine heraldische Rose, rechts das Erzbistumswappen, links das Familienwappen des SF“). Darauf folgen Form, Material (vom Wachssiegel bis zum Gummistempel der Gegenwart), Befestigung, Siegelumschrift mit Angabe des Schrifttyps, Transliteration und Übersetzung, Datierung, Aufbewahrungsort, Literatur sowie spezielle Informationen. Der jeweiligen Katalognummer sind biographische Angaben zum Siegelführer vorangestellt. Über die persistente Identifikation kann auf die Datenbank zugegriffen werden, wo die Vergrößerung der im Druck verhältnismäßig kleinen Siegelabbildungen möglich ist.

Im Anhang finden sich neben dem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis chronologische Bischofslisten, Register der Bischöfe in alphabetischer Reihenfolge sowie ein Glossar, das insbesondere dem Laien die Benutzung erleichtert.

Das Resümee fällt leicht: Rudolf Höfer und Martin Feiner haben eine in Anbetracht der Fülle des Materials und der von der Materialität der Siegel verursachten Probleme enorme Leistung vollbracht, einen Meilenstein für die gesamte Sphragistik gesetzt und ein in dieser Form wohl auf Dauer gültiges Standardwerk geschaffen.

ERIKA KUSTATSCHER, **Priesterliche Vervollkommnung und Seelsorge im Raum der alten Diözese Brixen. Das Foedus Sacerdotale zwischen Katholischer Reform und Gegenwart** (Veröffentlichungen der Hofburg Brixen 5), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2021. ISBN 978-3-7030-6555-2, 260 S., eine Karte.

Wer sich mit der Geschichte des Priestertums beschäftigt, bleibt nicht selten hängen an den kirchenrechtlichen und theologischen Normen, die im Laufe der Jahrhunderte entwickelt wurden. Doch sie zeichnen zumeist das Idealbild eines Priesters und beschreiben nicht die Wirklichkeit. In diesem Sinne kommt der Studie von Erika Kustatscher eine besondere Bedeutung zu. Vom Typus handelt es sich bei ihrem Buch um eine Mikrostudie, die bemerkenswerte und tiefe Einblicke in das Leben und Wirken katholischer Priester von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis heute erlaubt.

Gegenstand ihrer Studie sind die Archivalien einer Priesterbruderschaft am Dom zu Brixen, deren Quellen zwar – wie so häufig – aus Ablässen, Rechnungsunterlagen, Einnahmenverzeichnissen, Statuten, Mitgliederverzeichnissen sowie Selbstdarstellungen bestehen, aber das „Abbild einer komplexen und handlungsfähigen Struktur“ entstehen lassen, wenn man die Quellen richtig zu deuten weiß – und Kustatscher versteht dieses Geschäft und schöpft als Archivarin des Diözesanarchivs Brixen aus dem Vollen.

1533 wurde die Priesterbruderschaft in Brixen gegründet, die seither in ungebrochener Tradition, wenn auch mit Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag besteht. Zwar steht dieser Zusammenschluss für ein Priesterbild, das sich im 18. Jahrhundert herausgebildet hat, das aber in der Priesterbruderschaft weiterlebte und weiterentwickelt wurde.

Erika Kustatscher entwickelt überzeugend den Gedanken, dass das Brixner *Foedus sacerdotale* weder ein Messbund noch eine reine Priesterbruderschaft oder ein Priesterverein gewesen ist, sondern durch seine besondere Vielgestaltigkeit in die ganze Diözese hineinwirkte. Hier stand bis zur Säkularisation die liturgische Praxis an erster Stelle. Grund für ihr bistumsweites Wirken im Bereich der Bildung, der Caritas und der Kunstförderung im 17. und 18. Jahrhundert war die Tatsache, dass ein beträchtliches Vermögen angehäuft worden war. So war die Bruderschaft eine Gemeinschaft von Lebenden, die aber den Verstorbenen im Gebet verbunden war. Ohnehin wirkte die Bruderschaft meistens im Verborgenen.

Ihre Überlebensfähigkeit auch nach der Säkularisation, die eine gesamtgesellschaftspolitische Krise war, verdankte die Bruderschaft der Tatsache, dass sie für ihre Priester Heimat geworden war und ihre Aktivitäten abwartend auf administrative Bereiche beschränkt hatte sowie sich gleichzeitig auf ihren seit jeher prägenden Gedanken der gegenseitigen Verbundenheit in Krankheit und Tod konzentrierte.

Ergänzt wird die Studie übrigens durch ein 2659 Mitglieder umfassendes biografisches Online-Register, wodurch der Anmerkungsapparat entlastet wurde. Auf Grundlage der Lebensdaten gelingt Kustatscher eine kollektiv-biografische Annäherung an die Bruderschaft, die freilich auch als sogenannte Gesinnungsgemeinschaft die Individualität ihrer Mitglieder stets respektiert hatte. Das wird insbesondere in jenem Kapitel deutlich, in dem Kustatscher zwar ausdrücklich von einer *Priesteraristokratie* spricht, die sich jedoch zwischen den Prinzipien der Brüderlichkeit und Askese bewegt, womit die Autorin ein neues, idealtypisches Priesterbild zeichnet.

Die landesgeschichtliche Studie verdient auch über die Brixner Region hinaus große Beachtung, weil die Quellen mustergültig ausgewertet worden sind und souverän in den Kontext der wechselvollen europäischen Kirchengeschichte seit den Tridentinischen Reformen bis auf den heutigen Tag eingebettet wurden.

MICHAEL F. FELDKAMP, Berlin

KATRIN KELLER, **Die Kaiserin. Reich, Ritual und Dynastie**, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2021. ISBN 978-3-205-21337-6, 429 S., zahlr. Farbabb.

Mit der vorliegenden Monografie stellt Katrin Keller die schon so lange überfällige Frage nach der Rolle der Kaiserin im Heiligen Römischen Reich in der Frühen Neuzeit. Keller konzentriert sich weniger auf die biographischen Hintergründe der Individuen als auf die Handlungsspielräume und -felder der Kaiserinnen im Rahmen dynastischer Herrschaft und auf ihr Agieren in Bezug auf das Reich als kaiserlichen Herrschaftsraum. Dabei nimmt sie auch den zeitgenössisch-juristischen Diskurs um die Stellung der Kaiserin in ihre Betrachtung mit auf sowie deren Position innerhalb des symbolischen und medialen Kommunikationsraums des Reichs.

Für ihre Ausführungen beschränkt sich Keller auf die Zeit zwischen der Mitte des 16. Jahrhunderts und 1745. Als Quellenbasis dienen ihr Korrespondenzen, Archivgut, das in Zusammenhang mit Krönungen von Kaiserinnen steht, wie etwa Zeremonialakten oder Protokolle, reichspublizistische Werke, Flugschriften und bildliche Darstellungen. Mittels vier umfangreicher Kapitel werden die unterschiedlichen Quellengattungen aufgearbeitet.

Grundlage der Analyse und der Auswertungen bilden die rechtlichen Rahmenbedingungen, die Keller im ersten Kapitel zusammenfassend und kontextualisierend darlegt. Dabei streicht sie das Spannungsfeld zwischen den Rechten und den geschlechtlich bedingten Einschränkungen von Kaiserinnen anschaulich heraus. Besonders die Einschränkungen erfahren innerhalb der zeitgenössischen Reichspublizistik eine zunehmende Ausdifferenzierung, wie Keller zeigt. So konnten Kaiserinnen zwar als Beraterinnen auftreten oder stellvertretend für ihre minderjährigen Söhne agieren, jedoch wurden diese Handlungsspielräume besonders im 17. und 18. Jahrhundert innerhalb der staatsrechtlichen Medien spürbar kritisiert.

Der zweite Abschnitt der Untersuchung stellt die Bedeutung und die Funktionen der Herrscherinnen über die Krönungszeremonien in den Mittelpunkt. Als Fallbeispiele dienen ihr dafür Anna von Tirol (1585–1618), Eleonora Gonzaga (1597–1655), Maria Anna von Spanien (1606–1646), Eleonora Gonzaga-Nevers (1628–1686), Eleonora Magdalena von Pfalz-Neuburg (1655–1720) und Maria Amalia von Österreich (1701–1756). Der Krönungsritus zeigt sich in seiner Ausführung vor dem Hintergrund der behandelten Quellen und der ausgewählten Zeitperiode als relativ stabil, jedoch wurden lange nicht alle Kaiserinnen der Zeit mit dieser Tradition gewürdigt. Warum dem so ist, geht aus den Quellen nicht eindeutig hervor. Was sich gleichwohl deutlich zeigt, ist die Funktion der reichsständischen und dynastischen Statusinszenierung. Die Ergebnisse der Gegenüberstellung eröffnen auf der einen Seite, dass die Krönung für die Kaiserinnenwürde eher unbedeutend war.

Auf der anderen Seite wird deutlich, dass die Rechte und der Rang einer Kaiserin als vom Kaiser abgeleitet betrachtet werden müssen.

Das dritte Kapitel befasst sich mit der inhaltlichen Inszenierung der Kaiserin in ganz unterschiedlichen Medien wie Drucken, Chroniken oder Portraits. Thematisiert werden dabei Ereignisse wie Hochzeiten, Geburten, Beisetzungen oder wiederum Krönungen. Auch in diesem Abschnitt zur medialen Präsenz zeigt sich die Rolle der Kaiserin besonders in ihrem Verhältnis zum Kaiser und in ihrer Bedeutung für die Dynastie.

Die politischen Handlungsfelder der Kaiserinnen bilden den Gegenstand des vierten und letzten Kapitels. Audienzen, Korrespondenzen und Fürbitten stehen dabei im Mittelpunkt und zeigen, dass Kaiserinnen am Hof politisch eingebunden waren und Einfluss auf den Kaiser ausgeübt haben.

Ein reiches Literatur- und Quellenverzeichnis schließt den Band ab und macht ihn für weitere Forschungen und Recherchen fruchtbar. Darüber hinaus wird Kellers Monografie begleitet von einem Forschungsportal, das verwendete Quellen aufzeigt und zur Verfügung stellt und folglich weiterführende Fragestellungen befeuert und neue Untersuchungen erleichtert. Damit schließt Keller nicht nur eine Forschungslücke zur Stellung der Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit und belegt, dass diese im Gegensatz zu den Vorstellungen, die vorangehende Studien vermitteln, im Heiligen Römischen Reich durchaus nicht unwesentlich präsent waren, sondern sie liefert gleichsam auch das Handwerkszeug für folgende Betrachtungen.

RUTH ISSER, Salzburg

AURELIA BENEDIKT, Die Mirakelberichte des Gnadenortes Mariahilf in der St.-Jakobs-Kirche in Innsbruck (1662–1724). Analysen zu ihrer Bedeutung im Barockzeitalter (Veröffentlichungen des Innsbrucker Stadtarchivs Neue Folge 72), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2021. ISBN 978-3-7030-6565-1, 652 S., zahlr. Abb.

Sammlungen von Wunderberichten sind keineswegs ein Phänomen der Neuzeit. Unter anderem wurden auch im Mittelalter Kataloge angelegt, um die subjektiv erfahrbare Wundertätigkeit an bestimmten Orten zu erfassen und in weiterer Folge zu belegen. Auch im Rahmen von Kanonisationsverfahren wurden Wunderberichte in Form von Zeug:innenaussagen gesammelt und anschließend dem Papst in vereinheitlichter Form vorgelegt, um diesem eine Hilfestellung bei der Entscheidung über die „Heiligkeit“ der zu kanonisierenden Person zu bieten. Während manche Wunderkataloge durchaus knappe Schilderungen enthalten, bieten die Aussagen von Zeuginnen und Zeugen in den Kanonisationsprotokollen bereits ausführlichere Einblicke in deren Lebenswelt. Mit der Blüte des regionalen Wallfahrtswesens im 17. und 18. Jahrhundert nahmen auch die verschriftlichten Wunderberichte zu, die in Mirakelbüchern zusammengefasst und teilweise in gedruckter Form publiziert wurden, um unter anderem die Reputation der Orte zu steigern.

So formalisiert diese Berichte auch teilweise sind – sie bieten zahlreiche Anknüpfungspunkte für Untersuchungen zur Frömmigkeitsgeschichte, aber auch für sozial-

kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Analysen. Unter diesem Aspekt ist es besonders positiv hervorzuheben, dass sich Aurelia Benedikt in ihrer Publikation dieser vielschichtigen und nach wie vor noch unterschätzten Quellen annahm. Die Autorin fokussiert sich in ihren Untersuchungen auf die Mirakelberichte des Gnadenortes Mariahilf in der St.-Jakobs-Kirche in Innsbruck aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Einleitend geht sie zunächst auf breiterer Ebene auf das Thema Wall- und Pilgerfahrten sowie auf die konkrete Aufzeichnungspraxis der Mirakelberichte ein, bevor sie sich der Geschichte der späteren Stadtpfarrkirche St. Jakob in Innsbruck sowie ihrer Entwicklung zum Wallfahrtsort widmet. Einen entscheidenden Beitrag dazu leistete der Jesuit Wilhelm von Gumppenberg. Dieser nutzte das Potenzial des 1650 in die Kirche St. Jakob übertragenen Gnadenbildes *Mariahilf* des Künstlers Lukas Cranach d. Ä., welches sich bereits vor der Übertragung in die Kirche großer Beliebtheit erfreute. Die Autorin zeichnet Gumppenbergs Lebensgeschichte nach und verdeutlicht anschaulich, wie sein Wirken zur Durchsetzung der Wallfahrtsidee in der St.-Jakobs-Kirche in Innsbruck führte. So veröffentlichte er nicht nur Gebetsanleitungen und forderte die Gläubigen 1662 dazu auf, die Gebeterhörungen, die sie durch das Gnadenbild erfahren hätten, schriftlich festzuhalten, sondern verlieh dem Gnadenort durch die Aufnahme in sein Werk *Atlas Marianus* überregionale Bekanntheit.

Der Hauptteil der Studie von Aurelia Benedikt widmet sich dem handschriftlichen und gedruckten Quellenmaterial aus dem Archiv der ehemaligen Stadtpfarrkirche sowie dessen Auswertung. Insgesamt sind heute noch 30 handschriftliche Bände vorhanden, die ursprünglich jeweils in Centurien abgefasst worden waren. Aufgrund einer Druckausgabe aus dem Jahr 1723 ist bekannt, dass es noch zwölf weitere handschriftliche Bände gab (vermutet werden insgesamt sogar 44 Bände), deren Inhalte jedoch nur noch auszugsweise – aufgrund ebenjener Druckausgabe – zugänglich sind. Aus diesem Quellenmaterial wählte Aurelia Benedikt 330 handschriftliche und 70 gedruckte Mirakelberichte für ihre Edition aus, um zumindest annähernd einen Querschnitt für den ursprünglichen Gesamtbestand der Mirakelberichte zu bieten. Neben einer sehr hilfreichen quellenkundlichen Beschreibung der handschriftlichen Bücher, welche die von den Betroffenen selbst, in vielen Fällen vermutlich mit Unterstützung von Klerikern, abgefassten Bekennschreiben/Mirakelberichte enthalten, vermitteln auch zahlreiche Bilder einen Eindruck des Quellenmaterials.

In ihrer qualitativen und quantitativen Analyse der Mirakelberichte lässt sich die Autorin von zielgerichteten Fragen leiten, um Einsichten in politische, religiöse, soziale und kulturelle Verhältnisse zu erlangen. So ist Aurelia Benedikt nicht nur am Ablauf der individuellen lokalen Wallfahrts- und Frömmigkeitspraxis interessiert, sondern auch an den sozialen Verhältnissen der Votant:innen oder den Themen ihrer Anliegen. Neben dem Einblick in die Alltagsbeschwerden dieser Personen aus dem Barockzeitalter bieten die Wunderberichte aber auch besondere Eindrücke von politischen Ereignissen und Naturkatastrophen dieser Zeit, wie etwa vom Krieg gegen die Türken und die Franzosen unter Feldherr Karl V. Leopold von Lothringen oder von den Erdbeben in Innsbruck in den Jahren 1670 und 1689.

Trotz mancher Längen und einem fehlenden Personen- und Ortsregister, welches die gezielte Benutzung dieser Studie unter anderem für prosopographische Interessen sehr erleichtern würde, ist das Buch von Aurelia Benedikt ein überaus wichtiger Bei-

trag zur lokalen Frömmigkeitsgeschichte des Barockzeitalters. Die Studie stellt nicht nur 400 Mirakelberichte als Edition und in Form von Kurzregesten zur Verfügung, sondern bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für vergleichende Studien zu anderen Wallfahrtsorten und Mirakelsammlungen.

JULIA ANNA SCHÖN, Wien

GEORG NEUHAUSER, TOBIAS PAMER, ANDREAS MAIER, ARMIN TORGGLER, **Bergbau in Tirol. Von der Urgeschichte bis in die Gegenwart. Die Bergreviere in Nord- und Osttirol, Südtirol sowie im Trentino**, Tyrolia Verlag, Innsbruck/Wien 2022. ISBN 978-3-7022-4069-1, 480 S., 333 Farb- und 35 Schwarzweißabb., 11 Karten und 13 Grafiken.

Der Bergbau war mit Abstand der wichtigste Wirtschaftszweig der Grafschaft Tirol im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Es lässt sich sogar konstatieren: „Der Raum der heutigen Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino bildete schon früh eine bedeutende Montanregion und entwickelte sich ab dem späten Mittelalter über Jahrhunderte hinweg zu einem der bedeutendsten Bergbauzentren des europäischen Kontinents“ (S. 387). Dementsprechend gab es in der Tiroler Geschichtswissenschaft schon immer ein stetes Interesse an der Erforschung des Bergbaus. Vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten konnten zahlreiche Wissenschaftler:innen der Universität Innsbruck in Kooperation mit nationalen und internationalen Partnerinstitutionen neue Erkenntnisse zum breiten Gebiet der Montanwirtschaft beitragen. Das Forschungszentrum HiMAT (*History of Mining Activities in Tyrol and adjacent areas – impact on environment and human societies*), das 2007 an der Universität Innsbruck eingerichtet wurde und das aus einem vom FWF geförderten Spezialforschungsbereich (SFB) hervorgegangen ist, bereicherte und bereichert nach wie vor durch interdisziplinäre Forschungen unser Wissen über die Auswirkungen des Bergbaus auf die Kulturen und die Umwelt im Alpenraum vom Neolithikum bis in die Neuzeit ungemein.

Georg Neuhauser, Senior Scientist am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Lehrbeauftragter am Institut für Archäologien der Universität Innsbruck, Tobias Pamer, Lehrbeauftragter und wissenschaftlicher Projektmitarbeiter, Andreas Maier, wissenschaftlicher Projektmitarbeiter ebenda, und Armin Torggler, Vizedirektor im Südtiroler Landesmuseum Bergbau, legen aufbauend auf den Ergebnissen des fruchtbaren Forschungsprogramms an der Universität Innsbruck, aber auch anhand eigener umfassender, sehr quellennaher Forschungen das erste Überblickswerk zum Bergbau seit über hundert Jahren vor. Der Bogen spannt sich dabei von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart, vom Silex bis zur in Brixlegg beheimateten Montanwerke AG, die auf eine lange historische Tradition zurückblicken kann.

Bereits vor tausenden von Jahren wurde auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Tirol und der Provinzen Südtirol und Trentino Bergbau betrieben. Wenngleich die ur- und frühgeschichtliche Gewinnung der Bergrohstoffe, die Abbau- und Aufbereitungsmethoden sowie Schmelzprozesse im Kapitel I thematisiert werden, widmen die Autoren den größten Teil ihres Buches freilich dem spätmittelalterlichen und neuzeit-

lichen Bergbau nördlich und südlich des Alpenhauptkamms. So geht das Kapitel II auf die größten Reviere im nördlichen Tirol wie Schwaz (bekannt ist das Diktum *Haupt unnd Muetter aller anndern Perkerch*), Rattenberg, Kitzbühel, Brixental, Zillertal, Hall, Stubaital und Hötting, Oberinntal und das Außerfern ein. Das Kapitel III hat die Bergreviere südlich des Alpenhauptkamms, Gossensaß-Sterzing, Klausen, Taufers, Windisch-Matrei, Nals-Terlan, Persen/Pergine, den Nons- und Sulzberg und Primör/Primiero, zum Gegenstand. Freilich waren die drei großen Metalle bzw. Mineralstoffe des Tiroler Bergbaus das Silber, das Kupfer (das auch für militärische Zwecke wie den Geschützbau wichtig war) und das Salz. Durch diesen Band wird jedoch klar, dass wesentlich mehr Erze in Tirol bzw. in der heutigen Europaregion Tirol – Südtirol – Trentino abgebaut wurden und werden als nur diese drei wertvollen Rohstoffe.

Die Autoren beschreiben nicht nur den Bergbau an sich, sondern gehen auch auf dessen politische Implikationen und sozioökonomische Auswirkungen ein. Genannt seien hier nur die Verpfändungen des Tiroler Silbers an die großen süddeutschen Handelsgesellschaften wie die Fugger zur Stützung der imperialen Politik Maximilians I. und Karls V. oder das Anwachsen der Einwohnerzahl des Ortes Schwaz, der durch den Bergbau zu einer der größten Kommunen im habsburgischen Herrschaftsbereich wurde. Die landespolitisch einflussreichen Gewerkenfamilien kommen genauso zur Sprache wie die Knappen, die Arbeiter unter Tag, die europaweit begehrte Spezialisten waren. Dass die Geschichte des Bergbaus weit mehr ist als Technikgeschichte, zeigt das Kapitel IV, in dem die Ressource Holz (mit den Waldordnungen Maximilians und Ferdinands), die Auswirkungen auf die Umwelt, die Lebens- und Betriebsmittelversorgung, der konfessionelle Aspekt (der Einfluss des Luthertums auf die Reviere, das Auftauchen der Täufer), die medizinische Versorgung und die Migration durch den Bergbau zur Sprache kommen. Im Anhang findet sich eine Liste der Bergrichter des historischen Tirols, für das Verständnis der Ausführungen wichtige Längen, Gewichte, Geldeinheiten und sonstige Maße sowie auch ein aufschlussreiches Glossar.

Mit dem gewichtigen Band *Bergbau in Tirol* von Georg Neuhauser, Tobias Pamer, Andreas Maier und Armin Torggler liegt nun eine gut lesbare, allgemein verständliche und den neuesten Stand der Forschung abbildende Überblicksdarstellung zu diesem prägenden Wirtschaftszweig für unsere Region vor, die der Tyrolia Verlag dankenswerterweise mit großartigen Fotos sowie aussagekräftigen Karten und Grafiken ausgestattet hat.

ROBERT REBITSCH, Innsbruck

krank – heil – gesund. Medizingeschichte(n) aus dem Montafon, hg. von MARINA HILBER / MICHAEL KASPER, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2022. ISBN 978-3-7030-6582-8, 394 S., zahlr. Abb.

Der vorliegende Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe wurde laut dem Vorwort Marina Hilbers und Michael Kaspers motiviert durch die Ereignisse der Covid 19-Pandemie, die auch das tägliche Leben im Montafon veränderten. Er beinhaltet 28 regionalhistorische Beiträge, die wie unter einer Lupe den traditionellen wie

auch den von überregionalen Entwicklungen beeinflussten Umgang der Talschaft mit Geburt, Krankheit und Tod betrachten.

Traditionelle Heilkunde und Frömmigkeit sind eng verwoben, wie die ersten sieben Beiträge illustrieren, die den Zeitraum vom 17. bis zum 20. Jahrhundert abdecken. Während ANDREAS RUDIGIER mit den Montafoner Kirchen und Kapellen und ihrer Bilderwelt der Seuchenheiligen und Nothelfer die Orte gläubigen Umgangs mit gesundheitlichen Krisen in den Blick nimmt, werden in den folgenden drei Beiträgen auch die Pfarrer als Akteure sichtbar: sei es als Hexenseher und Heiler von Schadenszauber wie im Falle des Pfarrers Luzius Hauser im 17. Jahrhundert (MANFRED TSCHAIKNER), als Autoritätsperson eines durchaus auch lukrativen Wallfahrtsortes wie Schruns, wohin totgeborene Kinder in der Hoffnung auf kurzzeitige Wiederbelebung und damit Taufbarkeit gebracht wurden (FLORIAN AMBACH / MANUEL SCHMIDINGER) oder Sammler von Wunderberichten wie dem exemplarisch vorgestellten Tschaggunser Mirakelbuch (DIETMAR RIEDL / SIBYLLE WOLF).

Gerade die beiden letztgenannten Beiträge machen deutlich, wie unterschätzt die hier ausgewerteten Quellengattungen für die medizinhistorische Forschung noch sind, zeigen sie doch die allgegenwärtige Verschränkung volksfrommer Praktiken mit denen von Ärzten, Barbieren und Hebammen. Drei weitere Beiträge bedienen sich der Methode der *oral history*, um traditionelle Konzepte im Umgang mit Geburt, Krankheit und Tod im ländlichen Raum darzustellen: Interviews mit alten Hebammen (ALFONS DÜR) und Zeitzeugen, unter anderem aus dem Bestattungswesen (PATRIZIA BARTHOLD), geben Einblick in eine im Laufe des 20. Jahrhunderts mehr und mehr verschwindende Welt traditioneller Riten; die Befragung aktiv tätiger *Experten* zeigt, welch wichtigen Teil kultureller Identität traditionelle Heilmethoden auch heute noch darstellen, während sie gleichzeitig friktionsfrei mit Elementen fernöstlicher Religionen oder esoterischer Weltbilder angereichert werden können (LUKAS DRAXLER).

Als thematischer Unterabschnitt des Bandes folgt nun der Blick auf die Geschichte einzelner Infektionskrankheiten im Montafon. Chronologisch aufsteigend geht es zuerst um die Pest im 16. und 17. Jahrhundert sowie deren teilweise noch heute in Kirchen und Kapellen, Friedhöfen und Sagen nachweisbare Spuren (MICHAEL KASPER), dann um den Beginn des Impfens als staatliche Maßnahme im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und die mit der Umsetzung verbundenen Hindernisse (MARCUS DIETRICH / MAXIMILIAN GRÖBER). Besonders eindrücklich wirkt die Darstellung des Syphilisgeschehens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die exemplarisch für die Geschichte schambehafteter Krankheiten das Wechselspiel medizinischer Kontrolle mit ihren tiefen Eingriffen in das Leben der Betroffenen und der von deren Seite gegenläufigen Versuche einer Vermeidung von Isolation und Stigmatisierung verdeutlicht (MARINA HILBER). Ein Blick auf den Zeitraum von Herbst 1918 bis Sommer 1919 zeigt, wie viele Todesopfer (auch in dieser Region größtenteils Erwachsene) die Spanische Grippe von den ansässigen Familien forderte (MICHAEL KASPER). Der Abschnitt schließt mit einem Essay, der die Ereignisse während der Corona-Epidemie im Montafon zusammenfasst und seinerseits zu einer Quelle zukünftiger Beschäftigung mit der Epidemiengeschichte werden dürfte (SOPHIE RÖDER).

Einen dritten Schwerpunkt bildet die Darstellung verschiedener Heilberufe im Zeitraum vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. Die Wundarztstätigkeit, die bis ins 20. Jahrhundert hinein einen wesentlichen Faktor der ländlichen Gesundheitsversorgung bildete, wird vorgestellt zum einen am Beispiel des *Medicinale*, der handschrift-

lichen *Haus Apotec* des Chirurgen Johann Friedrich Vollmar, die im Stil frühneuzeitlicher Rezeptbücher erprobte Medikamente zusammenstellt. Die Feststellung der Autorinnen (MARINA BLUM / LISA-MARIE GABRIEL), dass die in der Quelle ermittelten Arzneigruppen schwer mit der Wundarztstätigkeit in Verbindung zu bringen sind, soll an dieser Stelle um den Hinweis ergänzt sein, dass es sich bei dem Manuskript auch um das Familienrezeptbuch Vollmars selbst gehandelt haben kann, wie es hinreichend gebildete Hausväter und -mütter oft für den privaten Gebrauch zusammenschrieben; solche Manuskripte wurden auch vererbt bzw. weitergegeben (siehe die enthaltene zweite Hand). Zum anderen sind die Wundärzte vertreten durch die prominente Familie Barbisch, deren Tätigkeit als Impfärzte, Totenbeschauer, Geburtshelfer, einfache Chirurgen und Dispensatoren einfacher Medikation die Breite, aber auch die zunehmende Reglementierung wundärztlicher Tätigkeit im 19. Jahrhundert illustriert (VERENA HECHENBLAIKNER / ROLAND ERNST LAIMER). Die ganze Vielfalt des medikalen Marktes bilden die Porträts des akademischen Lehrers Arnold Durig (ANDREAS BRUGGER) sowie die auf der Auswertung der (familieneigenen) Nachlässe beruhenden Lebensbilder des Praxisarztes Hermann Sander (ANDREAS BRUGGER), der ersten Zahnärztin im Montafon Annie Ausserer (ANNA VON BÜLOW) sowie der Gemeindehebamme Klaudia Zugg ab, deren Hebammentagebücher zudem wertvolle Einblicke in die Geburtenentwicklung ihrer Dienstjahre zulassen (SABRINA SCHOBER / PHILIPP WANGER). Das Bild wird abgerundet durch kurze Darstellungen zur Ärzteschaft im Montafon, die ab der Mitte des 18. Jahrhunderts stetig Zuwachs erfuhr (MICHAEL KASPER / HANS NETZER).

Abschließend werden einzelne Orte und Persönlichkeiten der Gesundheitsversorgung in den Blick genommen: Neben den Heilbädern Silbertal und Tschaguns (MICHAEL KASPER / HANS NETZER) wird auch der Wandel des Josefsheims in Schruns – in einem knappen Jahrhundert vom Pflegeheim zum Spitalbetrieb, wieder zurück zum Pflegeheim und dann Hostel – beschrieben (SOPHIE RÖDER), wobei die Geburtshilfestation eine eigene vertiefende Darstellung erfährt (DANIELA REIS). Hier wird, wie schon bei den traditionellen Heilmethoden (siehe oben), die identitätsstiftende Verortung des eigenen Lebens in der Region und ihren Versorgungsstrukturen deutlich. Die Geschichte des Armenhauses Bartholomäberg stellt sich insofern eng verbunden mit der NS-Euthanasie dar, als von dort Bewohner:innen zur Ermordung nach Valduna gebracht wurden; es steht aber auch für den Widerstand der konfessionellen Pflege gegen diese Praktiken (MICHAEL KASPER). Von Persönlichkeiten besonders geprägt sind schließlich der Höhenluftkurort Gargellen durch den Kapuzinerpater Beda (HELMUT TIEFENTHALER), die Kuranstalt Montafon durch den Internisten Edwin Albrich (LISA HESSENBERGER) sowie die Organisation des Krankenpflegevereins Außermontafon durch Eleonore Schönborn, die der Autorin des betreffenden Artikels 102-jährig (!) noch für ein Interview zur Verfügung stand (BARBARA TSCHUGMELL).

Der auch unter Mitarbeit von Studierenden der Universität Innsbruck gestaltete Band verdeutlicht die Vielseitigkeit der Auffassungen von und des Umgangs mit gesundheitlichen Themen allein schon in einem begrenzten geographischen Raum wie dem Montafon. Leider wird an verschiedenen Stellen der alte Fehler weitertransportiert, die Humoralpathologie der (Frühen) Neuzeit basiere auf der antiken Vorstellung eines Säfteungleichgewichts als Krankheitsursache (ab dem 16. Jahrhundert wird hierfür vielmehr die Erkrankung eines bestimmten Safts, meist des Blutes, gese-

hen, wie z. B. das Quellenzitat vom „verkälteten Blut“ auf S. 165 zeigt). Insgesamt jedoch stellt der Band gerade durch den Blick auch auf die nicht-ärztlichen Heilberufe und die regional-traditionellen Riten und Praktiken einen großen Gewinn dar. Eine schöne Idee ist es, im Band dargestellte Themen abschließend durch eine kleine Bildergalerie des materiellen Erbes der Gesundheitsversorgung im Montafon zu illustrieren (ELISABETH WALCH).

SABINE SCHLEGELMILCH, Würzburg

RAINER HOCHHOLD, *Geschichte des Pinzgaus. Eigenständig. Eigentümlich. Eigenwillig*, Verlag Anton Pustet, Salzburg 2023. ISBN 978-3-7025-1077-0, 261 S., Abb. und Karten.

Seit Kanonikus Josef Lahnsteiner (1882–1971) seine umfassende und verdienstvolle historische Gesamtdarstellung des Pinzgaus (erschieden in drei Teilen zwischen 1956 und 1962) veröffentlichte, sind mehr als fünfzig Jahre vergangen. Vor genau hundert Jahren, 1923, war es hingegen Ernst von Pachmann (1877–1924), Bezirkshauptmann und Heimatkundler, ein Anliegen, in seiner historischen Wanderung vom Zeller See nach Krimml den „wahren Bedürfnissen der Bevölkerung“ nach einer Geschichte des Pinzgaus im Überblick nachzukommen. Diese Geschichte ist also schon geschrieben, könnte man meinen. Aber so einfach ist das freilich nicht, zumal – und das hat sich der Autor des hier zur Besprechung vorliegenden Bandes zur Aufgabe gemacht – es gilt, Neues zu präsentieren, Altes zu hinterfragen sowie andere Perspektiven einzunehmen und damit auch andere Zugänge an das Vergangene zu versuchen. In dreizehn Kapiteln, einer Würdigung der Literatur sowie Überlegungen zur Namensgebung des Pinzgaus, einem Exkurs und einem wissenschaftlichen Anhang versucht Rainer Hochhold eine aktuelle Zusammenschau der Geschichte des heimatlichen Bezirks. Das Buch ist reich mit Abbildungen und Karten illustriert, gefällig im Stil und darüber hinaus gewissenhaft recherchiert.

Die Geschichte eines Raumes in seiner ganzen Breite in den Griff zu kriegen, ist kein leichtes Unterfangen und bereitet viele methodische wie praktische Probleme. Darum weiß freilich auch Hochhold. Der Autor stützt sich daher nicht nur auf solide neuere Forschungsergebnisse und verweist etwa auf die grundlegenden Studien von Heinz Dopsch (1942–2014), sondern er denkt diese in manchen Bereichen in eigener Quellenarbeit weiter und eröffnet daraus zum Teil neue Erkenntnisse. Durchgehend eigen ist dem Autor seine kritische Herangehensweise an bisherige Gewissheiten wie blinde Flecken älterer Darstellungen. Das betrifft (ausgehend von den Arbeiten Fritz Kollers) beispielsweise das Zurechtrücken einer schon traditionellen Stilisierung Matthias Stöckls, der sich als „erfundener“ Bauernführer der untertägigen Erhebungen des 16. Jahrhunderts herausstellt (S. 145), die nicht selten stark wertenden Aussagen des Pfarrers Lahnsteiner zum Schicksal der Salzburger Protestanten im 18. Jahrhundert oder die regelrechte „Schönfärberei“ bei Josef Dürlinger (1805–1867) zugunsten der katholischen Kirche (S. 185). Das Verdienst Hochholds liegt, was diesen Teil des Buches betrifft, zweifelsohne in der Zusammenschau aktueller Forschungserkenntnisse und in seiner Aufbereitung für ein breiteres Publikum.

Zugleich bietet der Autor *wirklich* Neues, das zu einem entscheidenden Teil auf eigenen Forschungen beruht. Letzteres verdichtet er in zwei größeren Abschnitten der Monographie, die besonders hervorzuheben sind: einerseits die Frage, „wie der Pinzgau wirklich zu Salzburg kam“ (Kapitel 8), die man wohl als die zentrale Erkenntnis dieser heimatkundlich durchaus bemerkenswerten Arbeit bezeichnen kann. Andererseits sind es die kritischen Überlegungen zur von vielen liebgewonnenen Meistererzählung über den vermeintlichen Freiheitshelden Anton Wallner, die erfrischend neue Perspektiven auf die Auswirkungen der Napoleonischen Kriege im Salzburgerischen vermitteln.

Hochhold bewertet, ausgehend von Heinz Dopsch, die Frage um den Erwerb des Pinzgaus durch die Salzburger Erzbischöfe im Verlauf des 13. Jahrhunderts neu. Ihm ist es wichtig, die Geschichte dieses inneralpinen Raumes nicht isoliert, sondern vor dem größeren Kontext des Heiligen Römischen Reiches zu verstehen und zu analysieren. So kommt der Autor zum Schluss, dass Bayern 1228 (im Jahr des Tauschvertrages zwischen den bayerischen Herzögen und dem Erzstift, das bislang als Markstein für den Übergang des Pinzgaus galt) de facto bereits keine realen Herrschaftsrechte mehr in diesem Raum ausübte, wohl aber damit – aus bayerischer Perspektive – vermutlich zumindest *historische* Ansprüche erinnern haben wollte. Im Zuge des zeitlich vorangegangenen Investiturstreits dürften hingegen schon wesentliche Teile des Pinzgaus als Lehen an die Grafen von Lechsgemünd gefallen sein, mit dem Auftrag, die Übergänge (Pass-Thurn, Felbertauern, Gerlos und Krimmler Tauern) im Sinne des Reiches zu sichern. Die Übertragung der Pinzgauer Herrschaftsrechte auf den Salzburger Erzbischof war demnach, folgt man Dopsch und der Analyse Hochholds (S. 107), vielmehr das Ergebnis eines langwierigen Prozesses und Rechtsstreits rund um den Herrschaftsbereich der Lechsgemünd sowie der ihnen übertragenen Lehen.

Für die heutige Öffentlichkeit brisanter als mittelalterliche Lehens- und Rechtsfragen dürfte die Perspektive auf den vermeintlichen *Freiheitshelden* Anton Wallner sein, der – so Hochhold – letzten Endes „weder für die Freiheit des Pinzgaus noch für die Erhaltung der Einheit von Salzburg“ gekämpft habe (S. 206). Die in vielen Darstellungen kolportierte Vita Wallners beruhe hingegen weitgehend auf dessen eigenen Schilderungen und den Aufzeichnungen seiner Tochter. Kritische oder bereits zeitgenössisch relativierende Anmerkungen zu den Taten Wallners, wie sie etwa sein Adjutant Josef Thalmayr festgehalten hatte (S. 207), führten bis dato indes zu keiner nachhaltigen Korrektur des tradierten Bildes.

Dass der „Anspruch auf neue Einblicke“ mitunter tatsächlich einer „Gratwanderung“ (S. 9) gleichkommt, zeigt sich in der Gewichtung der Chronologie als Leitfaden, die Hochhold für die Gliederung seiner Arbeit gewählt hat. Darin lässt sich nicht immer ein konsistentes Vorgehen erkennen. Die thematische Schwerpunktsetzung ist letztlich wohl weitgehender den Interessen des Autors denn einem systematischen Vorgehen geschuldet. Für Fragen sozialer wie gesellschaftlicher Entwicklung, den Ersten Weltkrieg und seine Folgen oder auch einen etwas genaueren Blick auf die Zeit der Ersten Republik und jene des Ständestaates im Pinzgau bleibt nur wenig Raum. Gleiches gilt für die nicht zu unterschätzende Bedeutung des neuzeitlichen Bergbaus auch und gerade im Pinzgau. Trotz aller Sorgfalt fand manch erwähnenswerte Literatur keine Berücksichtigung im ansonsten umfangreichen Verzeichnis (z. B. die 1993 erschienene Ortschronik von Hans Hönigschmid zur Geschichte Brambergs am Wildkogel, die sich unter anderem mit dem Bergbau auseinandersetzt und die lediglich indirekt

über Koller erwähnt wird, oder in gleicher Weise die Salzburg betreffenden Arbeiten von Ernst Hanisch). Dass Hochhold den Frauen (des Pinzgaus) just das Schlusskapitel widmet und diese Leerstelle in vielen anderen Darstellungen dadurch besonders herausstreicht, ist ihm hingegen hoch anzurechnen, wenngleich es aus Sicht des Rezensenten besser gewesen wäre, auf das doch unnötig begrenzende und in gleicher Weise stereotype Adjektiv *starke* in der Kapitelüberschrift zu verzichten.

Aufpassen wie ein Hafelmacher, das sollte man als Rezensent ebenso wie als Autor, gerade bei historischen Abbildungen. Letztere sind nicht selten ungenau beschriftet oder verleiten zu Annahmen, die gerade ins Bild passen, aber eben falsch sind. Dass es dabei just das Titelbild dieses Bandes trifft, ist bedauerlich. Dieses zeigt, entgegen den Ausführungen des Autors (S. 7), eben nicht das Tauernhaus in Ferleiten, sondern den bis heute zum Prämonstratenserstift Wilten gehörigen Alpengasthof Lüsens im Sellrain bzw. den Lüsener Ferner um 1788 anlässlich des Besuches der Gattin des damaligen Tiroler Landesgouverneurs Wenzel Graf von Sauer. Ein Vergleich mit älteren Aufnahmen wie Postkarten von Ferleiten ließe zwar eine oberflächliche Verwechslung zu, aber eben nur auf den ersten Blick. Der Ortskundige müsste das erkennen, so verdankt der Rezensent diesen Hinweis denn auch Professor Gernot Patzelt und Privatdozent Georg Jäger.

Insgesamt legt Hochhold hier aber eine durchaus eigenständige, eigentümliche und manchmal eigenwillige Geschichte des Pinzgaus vor, die überaus lesbar, anregend und fundiert ist und der es zu wünschen wäre, eine breite Leserschaft auch über den Pinzgau hinaus zu finden!

KURT SCHARR, Innsbruck

Klubprotokolle der Christlichsozialen und Großdeutschen 1918/19, hg. von LOTHAR HÖBELT / JOHANNES KALWODA / JOHANNES SCHÖNNER (Schriftenreihe des Forschungsinstituts für politisch-historische Studien der Dr. Wilfried-Haslauer-Bibliothek 80), Vandenhoeck & Ruprecht Verlage, Wien 2022. ISBN 978-3-205-21320-8, 1016 S., 2 Schwarzweißabb.

Die von Lothar Höbelt, Johannes Kalwoda und Johannes Schönner herausgegebene Edition *Klubprotokolle der Christlichsozialen und Großdeutschen 1918/19* ist ein Mammutwerk, das erstmals die Protokolle der christlichsozialen und großdeutschen Parlamentsklubs aus den Jahren des Übergangs von der österreichisch-ungarischen Monarchie zur Ersten Republik am Ende des Ersten Weltkriegs in ihrer Gesamtheit darstellt. Da der sozialdemokratische Klub im behandelten Zeitabschnitt lediglich Beschlussprotokolle anfertigen ließ, wurde er für diese Publikation bedauerlicherweise nicht berücksichtigt.

Lothar Höbelt liefert einleitend einen kursorischen Überblick über die Verhältnisse der Umbruchszeit 1918/19. Die sich den beiden bürgerlichen Lagern stellenden organisatorischen Herausforderungen waren groß. Die letzte Reichsratswahl hatte 1911 stattgefunden und zahlreiche Abgeordnete waren mittlerweile verstorben oder im Krieg gefallen. Höbelt beschreibt anschaulich das Widerstreben, mit dem beide Parteien die Republik begrüßten, obwohl sie mit wenigen Ausnahmen die Monarchie als geschei-

tert betrachteten. In gewohnt präziser Art und Weise schildert Höbelt, wie äußere Entwicklungen – etwa die kurzlebigen Räterepubliken in Bayern und Ungarn – die Haltung von Großdeutschen und Christlichsozialen zur heimischen Sozialdemokratie beeinflussten, wie die Angst vor einer fortschreitenden Radikalisierung der österreichischen Arbeiterbewegung, der Volkswehr oder der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte die Bürgerlichen zu Zugeständnissen nötigte – durchaus mit der Absicht, die getroffenen Kompromisse bei nächster Gelegenheit wieder rückgängig zu machen.

Die erstmals vollständig publizierten Protokolle der großdeutschen und christlichsozialen Parlamentsklubs ermöglichen einen tiefen Einblick in die politische und gesellschaftliche Situation jener ereignisreichen Epoche. Sie erlauben, die Lösungsansätze der beiden bürgerlichen Lager für die drängendsten bzw. als am drängendsten empfundenen Problemstellungen nachzuvollziehen: die Verfasstheit der im Entstehen befindlichen Republik, der vielfach geäußerte Wunsch nach Anschluss an die Deutsche Republik, die Ernährungs- und Sozialisierungsfrage, die Möglichkeit der von den Bürgerlichen so gefürchteten bolschewistischen Revolution. Mithilfe umfassender Zusatzinformationen lassen sich die Diskussionen in den beiden Klubs in die größeren Zusammenhänge einordnen.

Die *Klubprotokolle der Christlichsozialen und Großdeutschen 1918/19* gewähren darüber hinaus tiefe Einblicke in die durchaus heterogene Zusammensetzung der beiden bürgerlichen Parteien – auch wenn vor allem bei den Großdeutschen bis 1920 noch nicht von einer Partei im eigentlichen Sinne die Rede sein kann. Sich andeutende inhaltliche und strategische Gegensätze zwischen den mehrheitlich aus dem städtischen Milieu stammenden Großdeutschen und deren agrarischem Flügel um Leopold Stocker, der sich 1922 als Landbund von der GDVP abspalten sollte, werden ebenso sichtbar wie die Meinungsverschiedenheiten der Christlichsozialen aus der ehemaligen Lueger-Hochburg Wien mit den immer selbstbewusster auftretenden Vertretern der Provinz.

Die schiere Menge an Informationen und vor allem der Stil der Protokolle machen die Edition erwartbar schwer zugänglich. Die Lektüre ist mühsam. Aufgrund der vorliegenden Menge an Material war dies aber wohl kaum zu verhindern. Die Edition *Klubprotokolle der Christlichsozialen und Großdeutschen 1918/19* ist ohne Zweifel ein absolutes Muss für jeden Forschenden, der sich mit der österreichischen Zeitgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigt: ein Nachschlagewerk ersten Ranges.

SEVERIN HOLZKNECHT, Schwarzach (Vorarlberg)

ISABELLE BRANDAUER, **Die Tiroler Ehrenbücher 1914–1956. Ein Monumentalwerk und seine wechselvolle Geschichte** (Veröffentlichungen des Innsbrucker Stadtarchivs, Neue Folge 73), Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2022. ISBN 978-3-7030-6572-9, 203 S., zahlr. Farbabb.

Die Tiroler Historikerin Isabelle Brandauer arbeitet in ihrer 2022 erschienenen Monografie die (Entstehungs-)Geschichte der *Tiroler Ehrenbücher* detailreich auf. Bei diesen Büchern handelt es sich im Kern um eine Tiroler Besonderheit, nämlich eine unter Federführung Karl Böhms (1878–1962) entstandene Sammelarbeit, die rund

24.000 Tiroler Tote des Ersten Weltkriegs erfasste. Dazu sei vorab festgehalten, dass in Brandauers Arbeit die Unterscheidung zwischen dem Tiroler *Ehrenbuch* bzw. den *Ehrenbüchern* unklar bleibt. So wird in Bezug auf das *Ehrenbuch* des Ersten Weltkriegs zwar vor allem der Singular verwendet (wenn dieses auch aus zahlreichen Bänden bestand), gleichzeitig wird aber etwa die im Werk ebenfalls behandelte Sammlung der Todesopfer der NS-Zeit bzw. des Zweiten Weltkriegs als *Gedenkbuch* tituliert, während im Titel des Buchs von *Ehrenbüchern* die Rede ist. Um diese Verwirrung hier nicht fortzuführen, wird in der Folge analog zum Buchtitel die Pluralform gewählt.

Wie bereits die im Untertitel getroffene Formulierung *Monumentalwerk* andeutet, schimmert eine gewisse Bewunderung für Böhm und sein Werk quer durch das Buch immer wieder durch. Nachvollziehbarerweise wendet sich die Autorin zunächst auch im Detail der Biografie des Historikers und Archivars Böhm zu, dessen Lebenswerk die Arbeit an diesem Projekt bildete. 1939 endete Böhms Karriere als langjähriger Direktor des Tiroler Landesarchivs. Mit Blick auf die 1938 in Österreich begonnene NS-Herrschaft weckt solch ein biographischer Bruch durchaus Forschungsinteresse und auch Brandauer setzt sich mit den näheren Umständen dieser Entwicklung auseinander, folgt in ihrer Analyse allerdings vor allem Böhms Nachkriegsargumentation, dass er während der NS-Zeit unfreiwillig in den Ruhestand versetzt worden sei. Die detailreich zitierten zeitgenössischen Quellen deuten hingegen eher auf eine alters- und krankheitsbedingte Pensionierung hin, werden aber Böhms Eigendarstellung nicht kritisch gegenübergestellt. Leider geht die Autorin dann auch nicht näher auf Böhms weiteres Verhalten während der NS-Zeit bzw. seine Positionierung zum NS-Regime ein und auch sein Verhältnis zum Austrofaschismus (er war wohl zumindest Mitglied der Vaterländischen Front) bleibt eine Leerstelle.

Nach Einführung in die Lebensgeschichte des zentralen Initiators der *Ehrenbücher* und einem kurzen Exkurs in die Geschichte des Tiroler Landesarchivs wendet sich Brandauer im Detail der Entstehungsgeschichte dieses groß angelegten Erinnerungsprojekts zu. Sie zeichnet dabei Böhms jahrzehntelange Bemühungen um eine möglichst lückenlose Erfassung „aller Tiroler Kriegstoten“ des Ersten Weltkriegs inklusive persönlicher Bildnisse und kurzer Lebensbeschreibungen nach. Bemerkenswert ist nicht nur an dieser Stelle Brandauers intensive Quellenarbeit, die es ihr erlaubt, den Entstehungsprozess der *Ehrenbücher* und die damit verbundene Sammlungstätigkeit (unter anderem auch mit statistischen Auswertungen) detailliert nachzuzeichnen, wobei auch einige ausgiebig diskutierte Details der besseren Lesbarkeit willen ausgespart hätten werden können. Sprachlich bewegt sich Brandauer oft sehr nah am Quellenmaterial, was stellenweise eine wenig treffsichere Sprache zur Folge hat. Zu bedauern ist etwa, dass der für die Arbeit zentrale Begriff der *Ehre* völlig unreflektiert verwendet wird. Ein weiterer wichtiger Begriff, nämlich der des *Heldens* wird in einem Exkurs zu Sterbebildern in Tirol zumindest in Ansätzen kontextualisiert, bleibt aber ebenfalls weitgehend unreflektiert, was gerade mit Blick auf die an späterer Stelle näher behandelten *Heldendenkmäler* irritiert, die weitgehend dokumentarisch und ereignisgeschichtlich behandelt werden. Eine (kritische) Auseinandersetzung mit der textlichen und künstlerischen Gestaltung oder zumindest mit wiederkehrenden Motiven und Inhalten dieser Erinnerungsorte sucht man vergeblich. Die fokussierte Auseinandersetzung mit der dokumentarischen Entstehungsgeschichte von *Ehrenbüchern* und *Heldendenkmälern* scheint in diesem Fall den Blick auf die Zeitgeschichte und ihre relevanten (größeren) Kontexte verstellt zu haben.

Brandauer setzt sich dafür in weiteren Abschnitten des Buches mit der Finanzierung der Bücher und der Rolle der Künstler:innen, die an deren Ausgestaltung beteiligt waren, auseinander. Im Detail geht sie auch dem Konflikt um die tatsächliche Urheberschaft der *Ehrenbücher* nach. Es folgt ein weiterer Exkurs, der sich ausgewählte Einzelschicksale vornimmt und an ihnen beispielhaft nicht nur die Lebensbiografien der Geehrten nachzeichnet, sondern auch den Prozess der Aufnahme der entsprechenden Daten in das jeweilige *Ehrenbuch* und damit das zuvor auf der Metaebene Geschilderte gelungen an Einzelbeispielen greifbar macht.

In einem kürzeren Abschnitt behandelt Brandauer das *Gedenkbuch der Todesopfer Tirols 1938–1945*. Im Gegensatz zu den Ausführungen zu den *Ehrenbüchern* des Ersten Weltkriegs hinterfragt die Autorin hier die Vorgehensweise Böhms durchaus kritisch, vor allem was den pauschalisierenden *Opfer*-Begriff Böhms betrifft. So werden in diesem Gedenkbuch beispielsweise die Namen von SS-Angehörigen unkontextualisiert zusammen mit Widerstandskämpfer:innen angeführt. Ähnlich kritische Anmerkungen zu Böhms Arbeit finden sich im übrigen Buch nur sehr spärlich und vor allem in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg, während die zeitgenössisch-unreflektierte Verherrlichung des Soldatentums im Ersten Weltkrieg überwiegend unkommentiert bleibt.

Der „langen Suche“ nach einem geeigneten Aufbewahrungsort für die Ergebnisse von Böhms Datensammlung wird hingegen wieder ausgiebig Platz eingeräumt. Zudem geht Brandauer in den letzten kurzen Kapiteln auch noch auf die Nachgeschichte der *Ehrenbücher* bis hin zu ihrer Digitalisierung ein und setzt sich mit der Frage einer etwaigen Vorbildwirkung des Projekts auseinander. Es folgen einige Überlegungen zu den *Ehrenbüchern* als Quellensammlung.

Die knappen Schlussbetrachtungen nützt Brandauer dann endlich zu einer kritischen Reflexion, nicht nur der Herangehensweise Böhms, sondern nun doch auch zur in den *Ehrenbüchern* erfolgenden Heroisierung des *Opfertodes* für das *Vaterland*. Es hätte dem Buch sehr gutgetan, wenn diese zaghaften und versatzstückhaften Ausführungen sowie eine breitere Verortung der *Ehrenbücher* in der kollektiven Gedenkpraxis bzw. Erinnerungskultur in einem ausführlichen eigenen Kapitel im Hauptteil des Buches eingehend behandelt worden wären. Brandauer betont in ihrem Schlusswort zwar noch einmal, dass ihr Forschungsinteresse vor allem auf der Entstehungsgeschichte der *Ehrenbücher* gelegen sei, aber für eine nicht nur quellen-geschichtliche, sondern auch zeitgeschichtliche Arbeit wie diese sollte eine entsprechende Kontextualisierung und Verortung dennoch mittlerweile Standard sein.

Das Buch schließt mit einem reichhaltigen Anhang, der eine umfangreiche Auflistung Tiroler Kriegerdenkmäler, ein Verzeichnis der Tiroler *Ehrenbücher* und ein Personenverzeichnis umfasst.

Brandauer hat eine grundsätzlich spannende und wichtige Arbeit zu einer ergiebigen Quelle für die militärhistorische Forschung vorgelegt, die mit zahlreichen großen und treffend ausgewählten (Farb-)Abbildungen auch optisch einiges hergibt. Leider bleibt die Arbeit aber weitgehend deskriptiv und viele durchaus relevante Fragen, wie etwa nach der tatsächlichen Motivation Böhms – der selbst offenbar im Ersten Weltkrieg nicht als Soldat eingerückt war – diese akribische Arbeit auf sich zu nehmen, bleiben unbehandelt.

ERIKA HUBATSCHEK / IRMTRAUD HUBATSCHEK, **Almzeit. Up on the Alp**, Edition Hubatschek, Innsbruck 2023. ISBN 978-3-900899-40-0, 199 S., zahlr. Abb.

Seit 2010 führt Irmtraud Hubatschek, die Tochter von Erika Hubatschek (1917–2010) nicht nur den Verlag ihrer Mutter weiter, sondern betreut auch ihr umfassendes Bildarchiv, das an die 14.000 Schwarzweißnegative, 2.500 Farbdias sowie ein paar Hundert Farbfotos umfasst und als kleiner Teil digitalisiert online abrufbar ist (<https://www.edition-hubatschek.at/fotoarchiv/>). Aus diesem Bildmaterial hat nicht nur ihre Mutter zahlreiche Publikationen vorgelegt, wovon der Bildband *Bauernwerk in den Bergen. Bilder und Worte* (Erstauflage 1961 im Universitätsverlag Wagner, Innsbruck) heute in achter Auflage mit mehr als 14.000 verkauften Exemplaren am bekanntesten ist. Auch Irmtraud Hubatschek greift in ihren Publikationen auf den Bildfundus ihrer Mutter zurück. Sie reproduziert ihn aber nicht bloß, sondern stellt ihn in neue Zusammenhänge. Etwa, indem sie Fotografien ihrer Mutter mit eigenen Aufnahmen, die Jahrzehnte später, aber aus derselben Perspektive entstanden sind, konfrontiert (Erika und Irmtraud Hubatschek, *Auf den zweiten Blick. Menschen, Höfe und Landschaften im Wandel*, Innsbruck 2007).

Für den hier zu besprechenden Band wählt Irmtraud Hubatschek einen anderen Weg der Auseinandersetzung mit dem Bildwerk ihrer Mutter. Diesmal stellt sie den Fotografien zwischen 1999 und 2022 von ihr geführte Interviews gegenüber, um dadurch „Einblicke in andere Aspekte des Almlebens zu geben als diejenigen, die heute im Vordergrund stehen“ (Vorwort). Gemeint sind damit rezente Debatten über *große Beutegreifer*, die laut Standesvertreter:innen die Almkultur bedrohen, Debatten über Kuhattacken, über Anzeigen wegen unbetreuter Tierherden oder über emotional aufgeladene mediale Klischees der Bedeutung der Almen für das Klima, aber auch über den Tourismus. Wenig Neues teilt uns Irmtraud Hubatschek zum Kontext der Entstehung der Fotografien mit. Diese seien auf sommerlichen Almwanderungen ab den 1930er-Jahren mit einer einfachen Kodak-Retina-Kamera ohne Belichtung entstanden.

Das Interesse von Erika Hubatschek am Leben der bergbäuerlichen Bevölkerung reicht bis in ihre Jugend zurück und ist mehrfach durch eigene Aussagen sowie in biographischen Beiträgen über sie dokumentiert (etwa Erika Hubatschek, *Mein Leben mit den Bergbauern. Eine Biographie im Gespräch mit Anette Köhler*, Innsbruck/Wien 2007; Friedrich Walter Merlin / Stefan Hellebart / Michael Machatschek (Hg.), *Bergwelt im Wandel. Festschrift Erika Hubatschek zum 90. Geburtstag*, Klagenfurt 2007). Erika Hubatschek stammte nicht direkt aus dem bäuerlichen Milieu, ihr Großvater mütterlicherseits war ein weichender Bergbauernsohn aus dem Gailtal. In Klagenfurt geboren, wuchs sie mit ihrer Familie am Stadtrand von Bruck an der Mur auf, woraus sie eine große Affinität zur Natur und „dem Bauernstand“ entwickelte. In der Oberschule beteiligte sie sich im Sommer an der Arbeit am Hof ihrer Verwandten, und diese Arbeit hätte sie „das ganze Leben nicht mehr losgelassen“ (Gunther Waibl, *Erika Hubatschek und ihr Fotoapparat*, in: *Festschrift*, hier 37–38). Nach der Matura 1935 hätte sich ihr Studienwunsch an der Hochschule für Bodenkultur nicht verwirklichen lassen. Stattdessen nahm sie im Wintersemester 1936/37 an der Universität Graz ein Studium der Germanistik auf, wechselte im Wintersemester 1937/38 an die Universität Innsbruck und ins Fach Geographie, sowie im Trimester September bis Dezember 1939 an die naturwissenschaftliche Fakultät der Universität

in München. Ihr Geographiestudium schloss sie im März 1940 in Innsbruck mit dem Doktorat ab.

In ihrer Dissertation bearbeitete sie *Die Almen des oberen Lungau*. Diese Erstfassung dürfte verschollen sein, ist sie doch weder in der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol noch am ehemaligen Standort am Institut für Geographie auffindbar. Damit lässt sich nicht mehr feststellen, ob und inwiefern Erika Hubatschek diese Arbeit für die Druckfassung, die 1950 in erster Auflage im Buchverlag der Salzburger Landwirtschaftskammer erschienen ist, umge- bzw. überarbeitet hat. Im Gutachten wird die Dissertation vom Erstbetreuer Richard Marek, der den Lehrstuhlinhaber Hans Kinzl während dessen Zeit auf einer Andenexpedition vertreten hatte, als „beispielgebend für eine geographische Arbeit bezeichnet“, da sie „mehr als es gewöhnlich bei Dissertationen geschieht, auf eigenen Beobachtungen und Erkundungen im Forschungsraum“ beruhe. Zudem wurde auch die geglückte Wahl des Untersuchungsgebiets hervorgehoben, da es „noch heute vom Fremdenverkehr und der neuzeitlichen Entwicklung [...] wenig berührt“ sei, „weshalb sich hier noch viel wertvolles altes Volkstumsgut unversehrt erhalten“ habe. Gelobt wurde auch die „reichliche Ausstattung mit sachgemäß ausgewählten, meist auch technisch guten Lichtbildern, darunter vielfach eigenen Aufnahmen“, weshalb sich die Dissertation „eine Verbreitung durch den Druck verdiente“ und auch für die „Landesplanung gute Dienste leisten könnte“. Hermann Wopfner, Zweitgutachter der Dissertation, schloss sich der Bewertung der Arbeit des Erstgutachters mit *ausgezeichnet* an (Universitätsarchiv Innsbruck = UAI, Reihe Philosophische Dissertationsgutachten 1873–1965, alphabetisch sortiert).

Das Bildwerk der vor dreizehn Jahren verstorbenen Erika Hubatschek und die von ihrer Tochter neu aufgelegten Kompilationen können nicht ohne Kenntnis der Biographie, insbesondere der Beziehung zum Nationalsozialismus, verstanden werden. Dies wurde spätestens seit der Diskussion um Erika Hubatscheks NS-Vergangenheit im letzten Jahr deutlich. Im Februar 2022 wollten die Stadt Innsbruck und die Straßenzeitung 20er erstmalig einen Preis für Dokumentar fotografie aus schreiben, der den Namen *Erika-Hubatschek-Preis* tragen sollte. Grund dafür mag gewesen sein, dass Hubatscheks Bildwerk in der bisherigen Literatur, die sich damit befasste, ein dokumentarischer Charakter der durch schwere körperliche Arbeit geprägten bergbäuerlichen Welt attestiert wurde. Zudem arbeitete Erika Hubatschek vor Ort und schien damit geeignet, als Proponentin für einen Preis für Dokumentar fotografien, die die Lebensrealitäten Geflüchteter in den Blick nehmen sollten, zu fungieren. Dazu sollte es allerdings nicht kommen. Dem ihr bisher zugesprochenen „respektvolle[n], anteilnehmende[n] Menschenbild“ wurde von „historisch interessierte[n] Personen“ ihre „opportunistische Haltung [...] zum NS-Regime“ (<https://www.ibkinfo.at/korridor-dokumentarfotografiepreis>) entgegengehalten. Die Rolle Erika Hubatscheks im Nationalsozialismus war zwar schon 2017 vom Leiter des Innsbrucker Stadtarchivs, Lukas Morscher, in seinem Beitrag im Gedächtnisband zu ihrem 100. Geburtstag beleuchtet worden, schien aber wieder in Vergessenheit geraten zu sein (Lukas Morscher, Erika Hubatschek und das Ungesagte, in: Erika Hubatschek. Ein Portrait im Spiegel, hg. von Irmtraud Hubatschek, Innsbruck 2017, 122–123). In seinem Beitrag thematisierte Morscher auch die Ambivalenz, die Erika Hubatschek ihrer NS-Vergangenheit gegenüber an den Tag gelegt hatte. Sie selbst sprach wenig darüber, wurde aber auch nie nachhaltig damit konfrontiert.

In Interviews wick sie Fragen dazu „immer geschickt aus“ (Morscher, Erika Hubatschek, 122) bzw. reagierte darauf ausweichend. Erika Hubatscheks Vater war protestantischer Pastor der Glaubensbewegung der *Deutschen Christen* in Bruck an der Mur und ein früher Anhänger der österreichischen NSDAP gewesen. Damit war sie nicht nur im bäuerlich affinen, sondern auch in einem politisch gefärbten Milieu aufgewachsen. Nach dem *Anschluss* machte sie den Behörden gegenüber ihre Zugehörigkeit zu den *illegalen* Nationalsozialisten sowie zum Bund Deutscher Mädel (BDM) geltend, auch wenn sie rückblickend behauptete, dass sie Politik „damals [1934] nicht so interessiert habe“ (Hubatschek, *Mein Leben*, hier 15). Seit dem 1. Mai 1938 war sie offiziell NSDAP-Mitglied. Morscher führt den 6. November 1933 als Beitrittsdatum an. Da die NSDAP in Österreich ab dem 19. Juni 1933 verboten war, wäre Erika Hubatschek damit ein *illegales* Parteimitglied gewesen. Dies erklärt ihre Mitgliedsnummer 6.302.892, da Sechsmillionen-Nummern an *Illegale* vergeben wurden. Erika Hubatschek war Führerin im BDM. Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete sie ab 1940 als Gymnasiallehrerin sowie im Tiroler Volkskunstmuseum und genoss die Unterstützung seiner Leiterin, der *Trachtenerneuerin* Gertrud Pesendorfer, sowie von Gauleiter Franz Hofer. Nach Kriegsende wurde sie zunächst aus politischen Gründen vom Schuldienst suspendiert und als NSDAP-Mitglied registriert, aber als *minderbelastet* eingestuft. Erika Hubatschek hatte nach 1945 mehrere akademische Fürsprecher (Hermann Wopfner, Josef Ringler), die ihr die Wiederaufnahme von Arbeiten für das Tiroler Volkskunstmuseum ermöglichten (Reinhard Bodner / Christine Gamper, *Sagbares über das Ungesagte*. Erika Hubatschek und der Nationalsozialismus, in: *20er – Die Tiroler Straßenzeitung* 239 [November 2022] 40–42). Der Eintritt in eine wissenschaftliche Stellung blieb ihr aber verwehrt, sodass sie in den Schuldienst als Professorin am Gymnasium an der Sillgasse zurückkehrte.

Die Betrachtung der NS-Vergangenheit von Erika Hubatschek erbrachte bislang keine eindeutige Beurteilung. Morscher lässt es offen, ob Hubatscheks Einstellung als „jugendliche Schwärmerei oder ideologische Überzeugung“ angesehen werde kann (Morscher, Erika Hubatschek, 122). Erika Hubatschek hat während der NS-Zeit zwar viel fotografiert, aber neben ihren beiden Abschlussarbeiten an der Universität Innsbruck nur zwei Aufsätze mit den Titeln *Auf den Mähdern der Bergbauern* (Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins 72 [1941] 76–85, mit fünf Fotos auf Tafel 38) und *Vom Bergheuen im Lungau* (Der Bergsteiger. Deutsche Monatsschrift für Bergsteigen, Wandern und Skilaufen 11 [1940/1941] 273–276 mit vier Abb. 278) veröffentlicht sowie in der Zeitschrift *Das deutsche Volkslied* 1940 und 1943 einen Jodler und zwei Hirtenlieder wiedergegeben. In den Fachbeiträgen referiert Erika Hubatschek nicht nur kenntnis- und detailreich über die Lebensbedingungen und die Arbeiten der Bergbauern, erwähnt den „Mangel an Arbeitskräften“ nicht nur seit Kriegsbeginn (S. 80), sondern zollt auch dem NS-Gedankengut Tribut: in ihrem Beitrag im Alpenvereinsjahrbuch mit einer abschließenden Bemerkung zum Kinderreichtum der Bergbauern, die damit „unserem Volk frisches, gesundes Blut zu[führen]“ würden (Hubatschek, *Mähdern*, 85); in ihrem Beitrag im *Bergsteiger* mit dem Hinweis auf den „Blutsquell der Nation“, den das Bergbauerntum bilde (Hubatschek, *Bergheuen*, 276). Auch waren ihr durchaus die politischen Implikationen ihrer Forschungen bewusst, wenn sie einem Bauern, der ihr zunächst keine Auskunft erteilen will, entgegnet, dass ihre Erhebung auch für ihn von Wichtigkeit sei, „wenn er einmal im Zuge eines Neubaues

um eine Subvention“ ansuche (Joël Jenin, „Vom Leben am Steilhang“. Ein Porträt von Erika Hubatschek, in: Bergwelt, hg. von Merlin/Hellebart/Machatschek, 25–31, hier 28).

In ihrer *Turn-Hausarbeit* von 1940 (Körperliche Erziehung im BDM und RAD für die weibliche Jugend, Hausarb. Univ. Innsbruck 1940) beschäftigte sie sich – und darauf haben Reinhard Bodner und Christine Gamper ebenfalls erstmalig hingewiesen – mit der körperlichen Erziehung weiblicher Jugendlicher im Bund Deutscher Mädel und im Reichsarbeitsdienst (Bodner/Gamper, Sagbares, hier 41). Soweit sich dies ohne Möglichkeit der Einsichtnahme in die Originalschrift ihrer Dissertation beurteilen lässt, ist die Hausarbeit wesentlich stärker im Jargon des Nationalsozialismus verfasst. Erika Hubatscheks Arbeit baut unter anderem auf den Ansichten des Psychologen und Erziehungswissenschaftlers Gerhard Pfahler (1897–1976) auf, der ebenfalls den *Deutschen Christen* nahestand. Dieser sah unter anderem „seelische Grundfunktionen“ wie Lebensenergie, Willensäußerung, Temperament etc. als „vererbt“ an (Gerhard Pfahler, Warum Erziehung trotz Vererbung, Leipzig 1935 u. 1938). Damit seien der Erziehung „in den gegebenen Erbanlagen bestimmte Grenzen gesteckt“. Durch „Erziehung und Selbstzucht“ könne aber über jeden „Erbcharakter“ entschieden werden. Dabei komme der „körperlichen Erziehung ein wesentlicher Anteil zu – eine Tatsache, die seit dem idealen Vorbild bei den Griechen erst im dritten Reich wieder voll erkannt und auch dementsprechend ausgewertet“ werde. Auch Erika Hubatschek sah Leibesübungen nicht als Selbstzweck an, sondern „im Dienst der Persönlichkeitserziehung“ (Hubatschek, Erziehung, 1–2). Dem Nationalsozialismus konzidierte sie nicht nur eine „allgemeine Höherbewertung der Arbeit“, sondern „eine besondere Ehrung der bäuerlichen und handwerklichen Arbeit“. Zudem würden „die Maiden“ bei ihrem Einsatz im RAD auf verschiedenen Bauernhöfen spüren, „wie sehr der Bauer Gemeinschaft lebt, denn wohl nirgends sonst ist Gemeinschaft so etwas Selbstverständliches, ja so etwas Notwendiges wie gerade im Bauernleben“ (ebd. S. 39). Die gemeinsame Arbeit trage viel zur Erziehung bei und helfe mit, „das Verhältnis zwischen Bauerntum und Stadtbewohner so zu gestalten, wie es zum Wohl des Volksganzen notwendig ist: ein gegenseitiges Verstehen, ein richtiges Einschätzen der Arbeit auf beiden Seiten“. Durch das Kennenlernen der „Härten, aber auch [der] Schönheit bäuerlicher Arbeit“ könnten die Mädchen den Bauern nicht nur beweisen, dass „die Zeit, wo ‚Bauernarbeit‘ etwas Herabsetzendes war, endgültig vorbei ist“, sondern „dass auch ein Nichtbauer auf Feld und Acker tüchtig angreifen und zupacken kann“. Damit wäre „wieder ein weiterer Schritt zur Verwirklichung und Vervollkommnung einer wahren Volksgemeinschaft getan“ (ebd. 39–40). Erika Hubatschek ging es auch um „Haltung“, die sie nicht nur rein körperlich auffasste, sondern als „Wesensausdruck eines Menschen“, körperlich, geistig und charakterlich (ebd. 28). Auch hier griff sie wieder auf ihre Erfahrung in der bäuerlichen Welt zurück: „Das Kennen- und Verstehenlernen bäuerlicher Art und bäuerlichen Wesens trägt auch viel zur inneren Haltung der Maiden bei; denn dadurch, dass sie ein halbes Jahr mit den Bauern zusammen arbeiten, spüren sie bestimmt auch die Kraft, die vom Bauerntum ausgeht“ (ebd. 32).

Deutlicher als in ihren volkscundlich-ethnographischen Ausführungen, denen ja zumeist ein nüchterner, realistischer sowie dokumentarischer Charakter attestiert wurde und wird, tritt uns das damalige Weltbild von Erika Hubatschek in ihrer als „sehr gediegen“ charakterisierten Hausarbeit für das Fach Turnen entgegen. Darin

hatte sie ganz im Sinne der völkischen Wissenschaft, „die Ziele der Leibeserziehung tiefer gefasst“ (UAI, Reihe Lehramtsprüfungszeugnisse 1918–1945, alphabetisch geordnet).

Die wiederholt geäußerten Stellungnahmen zum Werk und zur Person von Erika Hubatschek blenden ihre NS-Zeit weitgehend aus und reduzieren sie so zu einer „fotografierende[n] Chronistin einer bergbäuerlichen Welt“, der „ihre Bergbäuerinnen am Herzen gelegen“ seien und die „schon als junge Studentin tatkräftig“ und „immer mit ihrem Fotoapparat in der Schürze“ mitgearbeitet habe (Edith Schlocker in ihrer Besprechung: Erika Hubatschek: Die Fotografin und ihre Frauen, in: Tiroler Tageszeitung, 20. Dezember 2017, online unter <https://www.tt.com/artikel/13788520/erika-hubatschek-die-fotografin-und-ihre-frauen>). In Kenntnis der neueren Forschungen und mit Blick auf ihre NS-Sozialisierung muss ihr Bildwerk aber heute anders gelesen werden. Kaum haltbar scheint somit Erika Hubatscheks Verweis, „Ähnlichkeiten in der Bildsprache zu anderen Fotografen und Filmern ihrer Zeit“ seien „Zufall“ (Morscher, Erika Hubatschek, 123). Versuche, ihr fotografisches Schaffen in die Nähe sozialdokumentarischer Fotografie zu rücken, lenken von einer notwendigen und lohnenswerten Auseinandersetzung damit eher ab, als sie dafür Hilfe leisten, zumal der Autor selbst zugestehen muss, dass diese „wohl unbeabsichtigt“ seien (Gunther Waibl, Bergwärts. Die Weite des Blicks, in: Portrait, hg. von Hubatschek, 305–319, hier 308). Letztendlich hat auch Erika Hubatschek die Welt nicht so fotografiert, wie sie ist, sondern wie sie sich diese vorstellte.

Zu hinterfragen ist, ob Erika Hubatschek in ihren Fotografien wirklich mit dem „Mythos“ aufgeräumt hat, dass die schweren bäuerlichen Arbeiten „auf einen ersten Blick idyllisch verklärt daherkommen“, wie es „die prachtvollen landschaftlichen Kulissen“ suggerieren (Schlocker, Die Fotografin). Hubatscheks Bilder zeigen – und das hat Ingo Schneider bereits in seiner Rezension zur Neuauflage des Bandes *Bauernwerk in den Bergen* herausgearbeitet – „nur einen Ausschnitt dieser Wirklichkeit“, die „zuerst das Auge des Photographen“ bestimmt. Dieses ist, und auch darauf hat Schneider hingewiesen, bei der Auswahl der Motive geleitet „vom subjektiven Interesse und den Wertvorstellungen desjenigen, der hinter der Kamera steht“. Dies ist in diesem Fall Erika Hubatschek, die nicht nur „die Schattenseiten des Lebens am Berg etwas stärker ausleuchten“ sowie „technologische Modernisierungen auch in der bergbäuerlichen Welt hätte in den Blick nehmen können“ (Ingo Schneider, Literatur der Volkskunde: Erika Hubatschek, *Bauernwerk in den Bergen*. Arbeit und Leben der Bergbauern in den Bilddokumenten aus einem halben Jahrhundert. 4. Aufl. Innsbruck 1990, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 95 [1992] 100–102). Angesichts der heute bekannten Interessen und Wertvorstellungen von Erika Hubatschek ist zu fragen, inwieweit ihre Aufnahmen, die großteils zwischen 1938 und 1950 entstanden sind, nicht auch von ihrem Weltbild, das sie in ihrer Hausarbeit ausgebreitet hat, beeinflusst sind. Sie selbst hat es vermieden, in späterer Zeit dazu auf Distanz zu gehen oder gar Reflexion zu üben. In ihrer Biographie redet sie die NS-Zeit klein („hat man nicht so mitgekriegt“; „Politik hat mich eigentlich nicht sehr interessiert“) und rechtfertigt ihr „Nichtwissen“ mit ihrer Jugend („22 Jahre jung“) und ihren Interessen („fürs Bergsteigen, für die Natur und das einfache Leben“) (Hubatschek, *Mein Leben*, hier 35–36). Auch die Selbsteinschätzung, dass ihre Aufnahmen „eigentlich ohne jegliche Absicht entstanden“ seien, ist zu hinterfragen, denn Erika Hubatschek war ja nicht nur physisch „wirklich überall

dabei“ und hat „selbst mitgearbeitet“ und „nicht nur beobachtet und fotografiert“. Sie brachte auch ihre Wertvorstellungen mit, die sie bewusst und unbewusst bei der Auswahl ihrer Motive beeinflusst haben. Hubatschek war nicht vom „touristischen Blick“ beeinflusst, ihre Bilder sind aber auch nicht bloß „fotografische Zeugnisse der traditionellen bäuerlichen Kulturlandschaften der Alpen“, wie uns Werner Bätzing glauben machen will (Werner Bätzing, *Das fotografische Werk von Erika Hubatschek. Eine Würdigung*, in: Hubatschek, *Mein Leben*, 173–177 sowie ders., *Ein Leben für die Bergbauern. Alpenlandschaften als Produkt bäuerlicher Arbeit*. Die Fotos von Erika Hubatschek – mehr als die Dokumentation einer untergegangenen Welt, in: *Festschrift*, 11–19). Ihre „Fachausbildung im Bereich Geographie und Volkskunde“ war kein neutrales Wissen, sondern geprägt von der Zeit ihrer Ausbildung. Inwieweit sie die Fachgeschichte hinterfragt und damit ihr Bild korrigiert hat, muss dahingestellt bleiben. 2007 hält sie fest, dass sie „mit Hermann Wopfner einen hervorragenden Professor“ gehabt und von ihm „sehr viel gelernt“ habe (Hubatschek, *Mein Leben*, 30). Ihre „persönlichen Beziehungen zu den abgebildeten Menschen“ sind nicht nur dem Wissen um die bergbäuerliche Arbeit und dem Leben geschuldet, sondern auch geprägt von ihrem Bild dieser Menschen, wie sie es in ihrer Hausarbeit herausgearbeitet hatte. Bätzing hat Recht, dass sowohl „nostalgische“ als auch „post-moderne“, auf „rein sachliche Dokumentation einer vergangenen Lebenswelt“ beruhende Interpretationen den Fotografien von Erika Hubatschek nicht gerecht werden (Bätzing, *Werk*, 176). Wenn er aber von „Würde“ spricht, die aus Hubatscheks Bildern den Personen, den Gegenständen, den Gebäuden, den Landschaften und den Lebenswelten der Abgebildeten gegenüber ausstrahle (ebd. 177), ist zu hinterfragen, ob diese „Würde“ ideologielos gesehen werden kann. In diesen Bildern nur das Selbstbewusstsein der Protagonist:innen zu sehen, ohne sich zu fragen, wer für solche Aufnahmen ausgewählt wurde und wer nicht, macht uns zu Kompliz:innen einer solchen *Nichtideologie*. Es mag sein, dass die Fotografien von Erika Hubatschek „unserer Gegenwart einen sehr kritischen Spiegel vorhalten“ (ebd.), allerdings sollte ob dieser Feststellung nicht außer Acht gelassen werden, dass ihre Fotografien eines mindestens ebenso kritischen Spiegels auf ihr Zustandekommen sowie die Wertvorstellungen und das Weltbild ihrer Fotografin bedürfen.

Wer das Bildwerk von Erika Hubatschek heute publiziert und damit der Öffentlichkeit erneut den „kritischen Spiegel“ vorhalten will, sollte die Erzählung um das Entstehen dieser Bilder nicht auf ein paar Anekdoten verkürzen, sondern „Aushalten-Können“, wie es war (Bodner/Gamper, Sagbares, 42). Dieses „Aushalten-Können“ beinhaltet auch, das an- und auszusprechen, was war. Nicht, um Erika Hubatschek als *Opportunistin* zu verurteilen, sondern um verstehen zu können, wie sie zu ihrem Blick gekommen ist und offensichtlich diesen nicht zu hinterfragen und zu wechseln vermochte.

Zeitgeschichte im Museum. Das 20. und 21. Jahrhundert ausstellen und vermitteln, hg. von RAINER WENRICH / JOSEF KIRMEIER / HENRIKE BÄUERLEIN / HANNES OBERMAIR (Kommunikation, Interaktion, Partizipation. Kunst- und Kulturvermittlung im Museum am Beginn des 21. Jahrhunderts 4), kopaed, München 2021. ISBN 978-3-96848-020-6, 205 S., zahlr. Schwarzweißabb.

Der vorliegende Sammelband versteht sich dezidiert nicht als reine Tagungspublikation, obwohl die meisten Beiträge anlässlich einer von der Bayerischen Museumsakademie im Juni 2019 in Südtirol ausgerichteten Tagung mit dem Titel *Das 20. Jahrhundert ausstellen. Beispiele, Vergleiche, Anregungen* entstanden sind. Die drei Herausgeber rund um Josef Kirmeier, Leiter des Museumspädagogischen Zentrums MPZ in München, haben weitere Stimmen und Expertisen eingeholt, um Museen und Ausstellungen weiter „in der Mitte der Gesellschaft zu verankern, zu Orten des lebendigen Austauschs zu machen“ (S. 7).

Die Autor:innen rekrutieren sich dem ausführlichen Verzeichnis zufolge überwiegend aus dem engeren und weiteren Umfeld des MPZ und sind in und für Institutionen von Frankfurt über Franzensfeste (Südtirol), Trient und München bis Wien tätig. Sie stammen aus dem akademischen Bereich und aus der praktischen bzw. freiberuflichen Museums- und Ausstellungsmacherei: Museums-, Kunst-, Sprach- und Literaturpädagog:innen für Erwachsene und Kinder mit und ohne körperliche bzw. soziale Beeinträchtigungen, Public Historians, eine Grundschullehrerin und eine Bibliothekswissenschaftlerin sowie Forschende aus den Bereichen Geschichte, Kunstgeschichte, Kulturwissenschaft, Migrationsforschung, Ausstellungstheorie oder Soziologie setzen sich in diesem Band gemeinsam mit partizipativer Museumsarbeit und zeitgemäßer Vermittlung von Geschichte auseinander.

Obwohl mehrere Beiträge:innen auch zu Themen der Alltags-, Sport- oder Militärgeschichte arbeiten, konzentriert sich diese Publikation dezidiert auf das Ausstellen des 20. und 21. Jahrhunderts. Dabei geht es nicht nur um das *Wie*, damit neue Besucher:innen angesprochen und sensibilisiert werden können, sondern auch um ein selbstreflexives *Warum* sowie um die Rollen und Funktionen, die zeitgeschichtliche Museen und Ausstellungen gesellschaftlich und politisch übernehmen können.

Entstanden ist ein handliches, ansprechend gestaltetes, klar und niederschwellig formuliertes und damit auch leicht zugängliches Softcover mit zahlreichen Fotos aus der konkreten museumspädagogischen Arbeit verschiedener namhafter Institutionen sowie mit Grafiken und Abbildungen didaktischer Materialien, das die Inhalte und Argumentationen gut strukturiert und mit zahlreichen, zum Weiterlesen anregenden Literaturangaben bei jedem Beitrag untermauert.

In einem umfangreichen Einführungsbeitrag führen die Herausgeber:innen in Kontext, Standpunkte, Schlüsselbegriffe und angestrebte Ziele des Buches ein, dessen Beiträge in die drei Teile *Menschen ins Museum bringen. Barrieren abbauen*, *Das 20. und 21. Jahrhundert ausstellen. Relevanz erzeugen* und *Das Publikum im Blick. Vermittlung und Partizipation* gliedert sind.

Das Museum ist – zumindest in der Idealvorstellung von RAINER WENRICH, JOSEF KIRMEIER, HENRIKE BÄUERLEIN und HANNES OBERMAIR – ein Ort des Zusammenkommens unterschiedlicher Personen, Lebensgeschichten, Milieus und Bedürfnisse. Es soll durch Themenvielfalt, Multimedialität und Immersion Barrieren abbauen, Dialog und Interaktion mit Objekten und über Objekte fördern, Identifikation ermögli-

chen und somit zu einem Ort des Austauschs werden. Mit Anke te Heesen bezeichnen sie das Ausstellungsmachen als eigene Wissenskultur bzw. Praxis zur Erzeugung und Überprüfung von Wissen. Konzeption von Ausstellungen ist somit nicht „nur Exponate wissenschaftlich zu erforschen, aufzubereiten und chronologisch zu präsentieren, sondern auch, diese im Hinblick auf Topografie, Inhalt und Dramaturgie, architektonischer und ästhetischer Interventionen zu kontextualisieren“ (S. 11). Eine Herausforderung sei hierbei der „hohe ‚Gleichzeitigkeitskoeffizient‘“ (S. 13) der Zeitgeschichte, welcher der Auseinandersetzung mit dieser Epoche eine besondere Dynamik verleihe und sie damit in besonderem Maße politisch mache. Zeitgeschichte sei somit nicht nur Thema, sondern auch gesellschafts- und demokratiepolitischer Auftrag zum Dialog und zur Reflexion über das Vergangene. Durch die rhetorischen Fragen, imperativischen Infinitive und Thesen wirkt bereits dieser Beitrag teilweise wie eine Handlungsanleitung oder ein kulturpolitisches Manifest. Der politische Anspruch der Herausgeber:innen, der sich durch den gesamten Sammelband zieht, wird sichtbar, ebenso wie in zahlreichen weiteren Beiträgen, die diese Vision mit ihren Erfahrungen und Thesen stützen und aus ihren jeweiligen Bereichen konkrete Handlungsanleitungen bieten.

Die zwei Beiträge des ersten Teils sind im Folgenden eher allgemeiner Natur: THOMAS RENZ zeigt anhand von Ergebnissen der Nicht-Besucher:innenforschung auf, dass ein Großteil der Bevölkerung trotz des *Kultur für alle!*-Diktums aus verschiedensten Gründen von der aktuellen öffentlich geförderten Museums- und Kulturarbeit nicht erreicht oder nur unzureichend angesprochen wird. CHRISTINE OTT hingegen berichtet, wie sich Bibliotheken, ebenfalls öffentliche Kultureinrichtungen, bereits neu erfunden, den „Bildungsstättenhabitus“ (S. 35) erfolgreich abgelegt und ihre Rolle als barrierefreier Wissensraum irgendwo zwischen externem Wohn- und Arbeitszimmer, Diskussionsforum, Kreativbühne und Gedankenlabor neu definiert haben. Anhand von Feldstudien in ausgewählten Leuchtturmbibliotheken Mitteleuropas listet sie dafür hilfreiche Strategien auf, die auch für Museen relevant seien.

Der zweite Abschnitt enthält drei Projektbeschreibungen bzw. Erfahrungsberichte zeitgeschichtlicher Dauerausstellungen. HANNES OBERMAIR verknüpft in seinem Konzept für eine Dauerausstellung zur Südtiroler Geschichte in der Franzensfeste auf vielfältige Weise die Vergangenheit mit der Gegenwart sowie die globale und lokale Dimension, um durch kalkulierte Brüche und Widersprüche den Weg für ein „nicht-identitäres, zukunfts-offenes Südtirol“ jenseits affirmativer Großnarrative (S. 57) zu ermöglichen.

Das *Haus der Geschichte Österreich*, dessen Konzept STEFAN BENEDIK, EVA MERAN UND MONIKA SOMMER vorstellen, ist hingegen bereits seit 2018 Realität. Als Hauptverantwortliche reflektieren sie ihre bisherige Erfahrung mit Aufbau und Betrieb. Für sie ist die vielstimmige, partizipative und multiperspektivische, eng mit der Gegenwart verknüpfte und stets als eine mögliche Annäherung von vielen markierte Darstellung der österreichischen Geschichte ab 1918 nicht nur Auftrag, sondern auch gesellschafts- und demokratiepolitische Verpflichtung.

Ebenfalls 2018 eröffnet wurde das *Museo9 (M9)* in Mestre, vorgestellt von LIVIO KARRER, das der Generation Z fast ausschließlich multimedial die sehr unterschiedlichen Lebenswelten des italienischen *Novecento*, also des 20. Jahrhunderts, näherbringt. Mit ähnlichen Mitteln wie das *hdgö* bereitet es jene Ereignisse zur bewussten Aneignung auf, die das heutige ansonsten wenig reflektierte kollektive Gedächtnis

formen. Auch das M9 hat sich die „staatsbürgerliche Bildung“ (S. 95) und die optimistische Orientierung in Gegenwart und Zukunft „durch den Erwerb von kritischem Wissen über unsere Vergangenheit“ (S. 96) auf die Fahnen geschrieben sowie – und diese Formulierung macht stutzig – den „Dienst an der nationalen Gemeinschaft“ und die „Vertiefung einer nationalen Identität“ (ebd.) bei den Jugendlichen.

Im dritten Abschnitt werden verschiedene Vermittlungsstrategien exemplarisch anhand von Fallbeispielen vorgestellt. SUSANNE GESSER und NINA GORGUS berichten von den neukonzipierten Dauerstellungen *Frankfurt Einst? und Frankfurt Jetzt!* im dortigen Historischen Museum. Geleitet von einem partizipativen und inklusiven Ansatz erarbeiten sie mit den Einwohner:innen die Inhalte der Ausstellungen im Sinne eines Forums bzw. eines Labors immer wieder neu. Auch hier sind Viestimmigkeit, Diversität und Subjektivität wichtige Werte, um möglichst viele unterschiedliche Menschen anzusprechen, in ihrer jeweiligen Lebensrealität sichtbar zu machen und zu einem Perspektivenwechsel anzuregen.

SUSANNE THEIL und VERENA VON ESSEN hingegen benutzen sog. ActioncARTs, entstanden aus einer Zusammenarbeit des MPZ und des Museums Brandhorst, damit Kinder und Jugendliche leichter Zugang zu zeitgenössischer Kunst finden und sich darüber hinaus mit Demokratie, Politik oder unterschiedlichen Werten und Lebenskonzepten kreativ und interaktiv auseinandersetzen können. VERENA MALFERTHEINER setzt sich in ihrem Bericht mit performativen Elementen in der Museumsvermittlung auseinander und zeigt an konkreten Beispielen, wie Kinder und Jugendliche selbst mit eigenen Ideen und Wissensbeständen zu – in der Regel lückenhaft überlieferten – historischen Begebenheiten ihre eigene Version von der Geschichte entwickeln können, die Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellt, all ihr bereits vorhandenes Wissen aktiviert und erweitert sowie gleichzeitig neue, sinnliche Erfahrungen ermöglicht.

SUSANNE RIEPER stellt das transdisziplinäre und inklusive Projekt *Ortsgespräche* im Bezirksmuseum FHXB in Berlin-Kreuzberg vor, wo Migrant:innen und ihre Erlebnisse im Mittelpunkt stehen. Indem diese selbst Migration im Museum *erzählen*, erfahren sie Selbstbestimmung. Gleichzeitig werden nationale *weiße* Geschichtsnarrative dekonstruiert und Migration als historische Konstante, als der eigentliche Normalfall, als Selbstverständlichkeit in der Berliner Stadtgeschichte beleuchtet. In die gleiche Richtung geht das *Iwalewahaus* der Universität Bayreuth, hier vorgestellt von KATHARINA FINK, wo nach dem Ansatz der inklusiven Ästhetik Objekte durch die Verdichtung unterschiedlicher sinnlicher Zugänge ganz neu erfahren und verstanden werden können.

ALESSANDRA VICENTINI dokumentiert Erfahrungen mit „einer inklusiven Museumsreihe für Bewohner:innen einer sozialen Eingliederungseinrichtung“ (S. 171). Gemeinsame Museums- und Ausstellungsbesuche verbunden mit museumspädagogischen und kunsttherapeutischen Angeboten ermöglichen dabei gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe, Selbstbestätigung und zwischenmenschlichen Dialog. MIRIAM KRAUSS beschäftigt sich schließlich mit der Inklusion von Hörgeschädigten und zeigt auf, welche Bedürfnisse diese Gruppe hat und wie diese in der allgemeinen museumspädagogischen Vermittlungsarbeit optimal berücksichtigt werden können.

Der Titel dieser Veröffentlichung bezieht sich zwar dezidiert auf die Zeitgeschichte, doch hätte dem Band eine zumindest angedeutete Öffnung gegenüber anderen Epochen gutgetan.

Die Mittelalter- und Frühneuzeithistorikerin beschleicht am Ende der Lektüre – insbesondere des einleitenden Beitrags der Herausgeber:innen – nämlich der Eindruck, als würde – bewusst überspitzt – *Geschichte* erst mit dem 20. Jahrhundert beginnen: Der Schwerpunkt von Museumsarbeit – so lese ich zudem zwischen den Zeilen – sei deshalb auf die *Zeitgeschichte* konzentriert, weil die (potenziellen) Besucher:innen dieser Ansicht sind, und sich die Institutionen diesem Bedürfnis folgend vermehrt auf das 20. und 21. Jahrhundert konzentrierten. Eine Auseinandersetzung mit der *Zeitgeschichte* verbessere das demokratische Zusammenleben. Die *Zeitgeschichte* sei weiters das wichtigste und beste Mittel, auf die Besucher:innen einzugehen, da das Interesse an dieser Epoche am größten sei; Kommunikation, Interaktion und Partizipation könnten *nur* mit *zeitgeschichtlichen* Themen erfolgen.

Aber kann/soll ein Museum lediglich auf die (vermeintlichen) Bedürfnisse und Interessen der Besucher:innen eingehen? Oder sollte es Menschen nicht auch an Epochen heranzuführen, die weniger leicht zugänglich sind? Warum wird den Ereignissen vor dem 20. Jahrhundert so wenig Relevanz zugesprochen? Ist nur die *Zeitgeschichte* geeignet, *gute*, das heißt partizipative und inklusive Museumsarbeit zu machen, weil es für die Zeit davor keine unmittelbaren Zeitzeug:innen mehr gibt bzw. keine Foto-, Ton- und Filmquellen? Können nur Ereignisse aus der jüngsten Vergangenheit Menschen berühren, die sich damit auseinandersetzen?

Zeitgeschichtliche Ausstellungen stellen – insbesondere in Südtirol – in der Tat „in vielerlei Hinsicht eine besondere Herausforderung“ (S. 11) dar, da die thematisierten Ereignisse noch weit stärker im öffentlichen Gedächtnis und somit Teil politischer und weltanschaulicher Kontroversen sind. Doch auch die Geschichte anderer Epochen vor den großen Zäsuren des 20. Jahrhunderts, insbesondere des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, kann erinnerungsgeschichtlich relevant und politisch sein. Es ist insofern kurzichtig, die Relevanz von Geschichte von der Nähe zum Heute abzuleiten, da historische Ereignisse immer auch von vorangegangenen historischen Prozessen und unsere Gegenwart nicht nur von Narrativen aus dem 20. Jahrhundert beeinflusst sind. Zudem sollten durch den Versuch, Relevanz zu betonen und darüber gesellschaftliche Aufmerksamkeit zu beanspruchen, nicht andere Epochen argumentativ ins Abseits gedrängt werden.

Ein etwas *inkluisiverer* Standpunkt wäre somit wünschenswert gewesen. Ein Absatz in der Einführung hätte den Blick bereits öffnen können, ebenso der Verzicht auf das omnipräsente Wort *Zeitgeschichte* zugunsten von *Geschichte*, zumindest in jenen Abschnitten, wo es allgemein um das Verhältnis zwischen Menschen, Vergangenheit und Vermittlungsinstitutionen geht. Denn der Großteil der gemachten Beobachtungen und Überlegungen, all die hilfreichen Anregungen gelten nicht nur für die Zeitgeschichte. Die gesamte historische Museumsarbeit kann davon profitieren. Es bleibt daher zu hoffen, dass dieses Bemühen um Partizipation sowie lebensalltäglicher und somit politischer Relevanz auch von Museumsarbeiter:innen, die sich mit früheren Epochen beschäftigen, mit gleichem Eifer und mit gleicher Kompetenz aufgegriffen wird wie von den Zeithistoriker:innen in diesem Werk. Die vielen spannenden Fragen, die dieser Band aufwirft, laden jedenfalls zum Nachdenken und zur Reflexion des eigenen Standpunktes als Wissenschaftler:in wie als Vermittler:in, die wir alle stets auch sind, ein.

PAUL VIDESOTT, **Les Ladins des Dolomites** (Peuples en péril 7), Éditions Armeline, Crozon 2023. ISBN 978-2-910878-47-4. 332, XVI S., Abb., Diagr., Karten.

Die vorliegende Publikation von Paul Videsott, Professor für Romanische Philologie an der Freien Universität Bozen, stößt aufgrund ihrer Aktualität und Kompaktheit sowohl bei Wissenschaftler:innen als auch bei einem breiteren Publikum auf große Resonanz. Es handelt sich um eine klare und prägnante Darstellung der bedeutendsten Themen im Zusammenhang mit den Ladiner:innen der Dolomiten. Die allgemeine positive Reaktion ist umso verständlicher, als es sich um die erste Monographie handelt, die in diesem Kontext in französischer Sprache verfasst wurde. Leser:innen, die dieser Sprache mächtig sind, bietet das Buch also die Möglichkeit, sich umfassend über die Dolomitenladiner:innen zu informieren, und schließt gleichzeitig eine wichtige bibliographische Lücke.

Der Band reiht sich nahtlos in die meisten Veröffentlichungen über die Dolomitenladinia und andere Publikationen Videsotts ein. Der Fokus liegt auf der Darstellung der ladinischen Gemeinschaft als Bevölkerung, deren Profil anhand der in den verschiedenen Kapiteln behandelten Aspekte nachgezeichnet wird. Die Ladiner:innen werden nicht nur aufgrund ihrer Sprache als Volksgruppe definiert, sondern vor allem, weil sie sich durch ein gut ausgeprägtes Sprachbewusstsein auszeichnen. Zudem wird die Identität der Ladiner:innen durch Abgrenzung zu benachbarten Volksgruppen, den Italiener:innen und Deutschen (S. 15) definiert. Diese ethnische und linguistische Identität ist ausschließlich auf die fünf Täler *Badia* (Gadertal), *Gherdëina* (Gröden), *Fascia* (Fassatal), *Fodom* (Buchenstein) und *Anpezo* (Hayden) beschränkt, die bis zum Ende des Ersten Weltkriegs Teil der Grafschaft Tirol und der Diözese Brixen waren.

Die Monographie umfasst insgesamt 332 Seiten und ist Teil der Reihe *Peuples en péril* (bedrohte Völker), deren Ziel es ist, das Wissen über Volksgruppen, die in einer Minderheitensituation leben, zu verbreiten. Die meisten Inhalte dieser Veröffentlichung sind nicht neu, werden hier jedoch in Kombination mit aktualisierten Informationen und in einer neuen Struktur präsentiert. Zu diesem Zweck hat der Autor den Inhalt in zwanzig Kapitel gegliedert, denen eine Einleitung vorangestellt sowie ein Fazit, drei Anhänge, ein kurzer Abschnitt mit weiterführenden bibliographischen Angaben und ein Literaturverzeichnis nachgestellt sind.

Die Einleitung und die ersten sechs Kapitel des Buches werden durch folgende Fragen betitelt: *Pourquoi ce livre sur les Ladins?* (Warum dieses Buch über die Ladiner?); *Qui sont les Ladins?* (Wer sind die Ladiner?); *Où vivent les Ladins?* (Wo leben die Ladiner?); *Que signifie leur nom?* (Was bedeutet ihr Name?); *Combien sont-ils?* (Wie viele sind es?); *Qui sont les „Néo-Ladins“?* (Wer sind die „Neo-Ladiner?) und *D'où viennent les Ladins?* (Woher kommen die Ladiner?). Diese Fragen scheinen auf einen Wunsch hinzudeuten, sowohl akademische als auch populärwissenschaftliche Interessen zu berücksichtigen. In diesem ersten Teil werden die Leser:innen in einem klaren und leicht verständlichen Stil zu den grundlegenden Informationen über die ladinische Bevölkerung geführt. Darüber hinaus sorgen mehrere Tabellen für eine Strukturierung der Inhalte.

Es folgen vierzehn weitere Kapitel zu folgenden Themen: *L'origine du plurilinguisme des Ladins* (Der Ursprung der Mehrsprachigkeit der Ladiner); *La langue ladine* (Die ladinische Sprache); *Écriture et littérature ladines* (Ladinische Schrift und Litera-

tur); *L'attrait de la langue et de l'identité ladines* (Die Anziehungskraft der ladinischen Sprache und Identität); *Les médias des Ladins* (Die ladinischen Medien); *L'économie des Ladins* (Die Wirtschaft der Ladiner); *Abrégé de l'histoire des Ladins* (Überblick über die Geschichte der Ladiner); *Les droits des Ladins* (Die Rechte der Ladiner); *L'organisation politique des Ladins* (Die politische Organisation der Ladiner); *Le système scolaire des Ladins* (Das ladinische Schulsystem); *La vie associative des Ladins* (Das Vereinsleben der Ladiner); *Les sentiments religieux des Ladins* (Die religiösen Gefühle der Ladiner); *Les légendes des Ladins* (Die Legenden der Ladiner); *Les chants des Ladins* (Die Lieder der Ladiner).

Der ausführliche thematische Rundgang ermöglicht es, die ladinische Bevölkerung und ihre Eigenheiten näher kennenzulernen. Zwei Aspekte werden dabei besonders betont: Die Mehrsprachigkeit, die die Ladiner:innen kennzeichnet, und das *paritätische* Schulsystem, das zumindest in der Provinz Bozen und (in geringerem Maße) in der Provinz Trient der ladinischen Sprache und Kultur neben der italienischen und der deutschen einen wichtigen Platz einräumt. Interessante Informationen hält auch das Kapitel zur Schreibpraxis und zur Literatur auf Ladinisch bereit: Tabelle 15 (S. 114) ordnet die ladinischen Varietäten nach ihrem schriftlichen Gebrauch und zeigt, dass im Grunde nur die Varietäten aus dem Gadertal, Gröden und dem Fassatal über einen sehr einfachen schriftlichen Gebrauch hinausgehen. Die Sprachvergleiche, die Einbeziehung des ersten ladinischen Textes (S. 126) mit Transkription und Übersetzung sowie Angaben zum Ladinischen in der öffentlichen Verwaltung runden das Kapitel ab. Als Besonderheiten der ladinischen Bevölkerung werden außerdem das Vereinsleben, das vor allem in Südtirol als sehr ausgeprägt gilt (S. 236), und die starke Bindung an die Religion hervorgehoben, die nach wie vor ein sehr wichtiger sozialer Faktor ist. An dieser Stelle würde man vielleicht ein paar weitere exemplifizierende Momente des religiösen Lebens der ladinischen Bevölkerung erwarten, wie beispielsweise die traditionelle Anbetung des Allerheiligsten am Pfingstfest in Colle S. Lucia.

Der letzte Teil des Buches ist den großen Herausforderungen für die Zukunft der Ladiner:innen gewidmet, und zwar dem demographischen Wandel, vor allem in Cortina d'Ampezzo, der politischen Frage der Wiedervereinigung der ladinischen Bevölkerung innerhalb der Provinz Bozen und der Problematik der Lebenshaltungskosten, besonders in Hinblick auf die Wohnungspreise im ganzen ladinischen Gebiet. Eine weitere große Aufgabe wird die schnellstmögliche Eindämmung des Klimawandels sein, eines globalen Problems, das angesichts der jüngsten Ereignisse (Sturm *Vaia* im Jahr 2018, *Mini-Vaia* im Juli 2023, Abbruch des Marmolada-Gletschers im Juli 2022 und verschiedener anderer hydrogeologischer Katastrophen) auch ein zentrales Thema für die Bevölkerung in den Dolomiten werden wird. Videsott widmet sich in einem eigenen Abschnitt auch den berühmtesten Persönlichkeiten der ladinischen Gegenden. Die Kriterien zur Messung der Berühmtheit werden zwar nicht näher definiert, aber es handelt sich meist um Sportler:innen oder Musiker:innen, die international erfolgreich bzw. anerkannt sind. Das Kapitel zum Kino zeigt, dass die ladinischen Täler oft als Kulisse für internationale Filme ausgewählt worden sind.

Dieser Band bietet eine Fülle von Informationen und enthält zahlreiche Anhaltspunkte für weitergehende vertiefende Lektüren. Positiv hervorzuheben sind die Kompaktheit der Publikation und der lesefreundliche Stil, der jedoch streng wissenschaftlich bleibt. Obwohl das Buch einen einführenden Charakter hat und allgemeine Themen behandelt, ermöglicht der Spezifizierungsgrad der Informationen

eine Annäherung an die ladinische Realität, ohne sich auf eine oberflächliche Ebene zu beschränken. Lobenswert sind unter anderem die zahlreichen Tabellen, die den Text mit nützlichen Informationen ergänzen, sowie die weiterführenden bibliographischen Angaben. Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle erwähnt, dass die Qualität einiger Bilder und Grafiken dem Informationswert des Buches nicht gerecht wird, da sie teilweise schlecht lesbar sind (z. B. S. 31) – ein Manko, das wohl dem Verlag und nicht dem Autor zuzuschreiben ist. Mit Ausnahme des zentralen Teils, der Fotos, Karten, didaktisches Material und farbige Fahnen enthält, sind viele Grafiken und Diagramme in Schwarzweiß, obwohl im Text auf eine Wiedergabe in Farbe verwiesen wird (z. B. S. 87).

Mit diesem Band schließt Paul Videsott verschiedene Lücken in der Bibliographie über die ladinische Gemeinschaft. Die überzeugende Monographie enttäuscht die Erwartungen nicht: Insgesamt sind die Kapitel dieses Buches umfassend, aktuell, gut strukturiert und kompakt – Eigenschaften, die es sicherlich zu einem unverzichtbaren Werk in Bibliotheksregalen machen.

BEATRICE COLCUC (Salzburg/München)

Sinneslandschaften der Alpen: Fühlen, Schmecken, Riechen, Hören, Sehen, hg. von NELLY VALSANGIACOMO / JON MATHIEU, Böhlau, Wien 2022. ISBN: 978-3-205-21632-2, 140 S., 10 farb. Abb.

In diesem parallel auch bei *Editions Antipodes* in französischer Sprache erschienenen Sammelband fragen Nelly Valsangiacomo und Jon Mathieu danach, wie sich die europäischen Alpen hautnah anfühlen, welche Geschmäcker und Gerüche mit ihnen verbunden werden und was sich zu visuellen und auditiven Eindrücken dieser großen Landschaft sagen lässt. Das Buch gliedert sich in insgesamt sechs Abschnitte: Auf die Einleitung folgen fünf Artikel, die sich jeweils einem der schon im Titel genannten fünf Sinne widmen. Drei der Aufsätze – jene von Nelly Valsangiacomo, Claude Reichler und Isabelle Raboud-Schüle – wurden von den Autor:innen auf Französisch verfasst und von Jon Mathieu ins Deutsche übersetzt.

Mit dem von Mathieu und Valsangiacomo in der Einführung formulierten Vorhaben einer Darstellung der sinnlichen Wahrnehmung der Alpen in Geschichte und Gegenwart fügt sich dieser Band in das Feld der sich aktuell im Aufschwung befindlichen Sinnesgeschichte (auch *sensory history / sensory anthropology*) ein. Die Erforschung der sinnlichen Perzeption nahm, beginnend in den 1980er-Jahren, mit den Studien Alain Corbins Fahrt auf und manifestiert sich seit den letzten beiden Jahrzehnten durch ein breites Spektrum an Publikationen. Ihre Wurzeln können allerdings bereits früher nachgewiesen werden, wie Mark M. Smith in seinem Essay *A Sensory History Manifesto* in der Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Sinnesgeschichte zeigt (*Perspectives on Sensory History* 4 [2021] 63–90).

Mit der Betrachtung des Alpenraums wagt sich dieser Sammelband in ein aus dieser Perspektive noch kaum erschlossenes Terrain vor. Da die ländlichen Regionen in der sinnesgeschichtlichen Forschung bislang den urbanen Gebieten nachgeordnet

wurden, setzt sich dieser Band das Ziel, diese Forschungslücke zu schließen und auf das weitere Potential der Erforschung dieser Zentraleuropa maßgeblich gestaltenden Landschaft aufmerksam zu machen. Die Reihung der Aufsätze – vom Tastsinn über Riechen und Schmecken hin zum Sehen und Hören – ergibt sich aus einem bewussten Brechen mit der sich auch im Forschungsstand widerspiegelnden Bevorzugung des Visuellen und des Auditiven. In der von Valsangiacomo und Mathieu in der Einleitung skizzierten inhaltlichen Positionierung der Beiträge entsteht bereits der Eindruck, dass der Wandel des alpinen Raums durch Industrialisierung, Urbanisierung sowie Zunahme des Tourismus und analog dazu die sich im Verlauf der Geschichte stetig verändernde Wahrnehmung alpiner Räume thematische Aspekte bilden, die zur Kohärenz des Sammelbandes beitragen.

Den Anfang macht CLAUDE REICHLER, der das interdisziplinäre Projekt *Le bon air des Alpes* präsentiert. Ausgehend von der Annahme, dass sich die Ästhetik der Landschaft aus der polysensorischen Perzeption ergibt, führt der Autor hin zur Naturismus-Bewegung des 19. Jahrhunderts, in die er seine die Verbindung von Körper und (Alpen-)Landschaft abbildenden Fallbeispiele einbettet: die von Arnold Rikli gegründete, auf dem Konzept einer heilsamen Atmosphäre (Licht, gute Luft, Wasser) beruhende hydrotherapeutische Einrichtung in Veldes/Bled (Slowenien), die von Auguste Rollier geprägte Heliotherapie in Leysin (Schweiz) sowie die Konzeption von Schweizer Tourismuswerbeplakaten des frühen 20. Jahrhunderts.

ISABELLE RABOUD-SCHÜLE beginnt ihren Aufsatz zum Geschmack der Alpen mit einer allgemeinen Feststellung über die Veränderung der Ernährungsgewohnheiten – und im Zusammenhang damit auch der regionalen Identität – in der Schweiz vor dem Hintergrund der Globalisierung. Dieser Entwicklung stellt sie zahlreiche Beispiele von Geschmacksrichtungen und traditionellen Gerichten gegenüber, die charakteristisch für den Alpenraum sind, und leitet hin zu Überlegungen, diese als kulinarisches Erbe im Rahmen der UNESCO-Liste des immateriellen Kulturerbes zu schützen.

BEAT GUGGER behandelt in seinem Beitrag die Geruchsdimensionen der Alpen, die er zunächst gegliedert nach unterschiedlichen Höhenlagen in Abhängigkeit von dort beheimateten Pflanzen und Tieren darstellt. Ebenso gibt er einen Überblick zur olfaktorischen Erschließung der Alpen seit dem 16. Jahrhundert und macht – anhand der Beschreibung der Genese von Kurorten – auf die Verbindung von Bergluft und Gesundheit aufmerksam. Im letzten Abschnitt widmet er sich der Veränderung – konkret der Verschlechterung – der Luft in den Alpen, bedingt durch die Industrialisierung und die Zunahme des Transitverkehrs.

Die akustische Dimension des Alpenraums steht im Zentrum des Aufsatzes von NELLY VALSANGIACOMO. Sie zeigt anhand eines historischen Überblicks, beginnend mit der Frühen Neuzeit, dass dieser Klangraum unterschiedliche, charakteristische Elemente miteinschließt: natürliche Geräusche, Echo, Musik sowie Störgeräusche. Anhand von Beispielen wie Kuhglocken, Jodeln und Alphornklängen skizziert sie den Bedeutungswandel von Kommunikationsmöglichkeiten hin zu kulturellem Erbe. Abschließend weist sie auf aktuelle Debatten über den Schutz natürlicher Geräuschkulissen und musikalischen Erbes hin.

BERNHARD TSCHOFEN beschäftigt sich in seinem Artikel mit dem Sehen im Alpenraum und im Speziellen mit der Idee der visuellen Darstellung dieser Region, die – wie er betont – nicht erst im 19. Jahrhundert entsteht, sich in dieser Zeit jedoch

verändert und vor allem verbreitet. Darüber hinaus zeigt er das Spannungsverhältnis zwischen subjektivem Blick und etablierten „Blickregimes“ auf und weist darauf hin, dass sich die Medialität des Alpensehens aus einem Zusammenspiel von Wissenschaft, Kunst und Populärkultur ergibt. Die theoretischen Überlegungen illustriert er mit Fallbeispielen, wie visualisierten Alpenpanoramen oder dem Reisen durch Alpenregionen mit verschiedenen Verkehrsmitteln.

Dieser Sammelband – der mit einem Bildregister, einer Autor:innenvorstellung sowie einem Register schließt – bettet sich in ein aktuell viel beforschtes Feld ein und zeigt auf, dass es gewinnbringend ist, einen spezifischen geographischen Raum aus der Perspektive der Sinnesgeschichte zu betrachten. Mit diesem Ansatz leisten die Autor:innen sicherlich Pionierarbeit. Wie in der Einleitung betont, wurde den Beitragenden freie Hand gelassen; dies ist überwiegend gut gelungen. Die Aufsätze bilden – einem groben Raster folgend – einerseits den Forschungsstand ihres Gebiets ab und präsentieren andererseits zahlreiche Fallbeispiele. Die an einigen Stellen noch nicht völlig ausgeschöpfte inhaltliche Tiefe ist jedenfalls ein Hinweis auf eine Fülle von Forschungsdesideraten. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Band, seiner Zielsetzung entsprechend, den Anstoß für eine weitere, tiefergehende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Sinnesgeschichte des Alpenraums gibt.

ELISABETH ANNA TANGERNER, Salzburg